ar

8

ARMEERUNDSCHAU - SOLDATENMAGAZIN * 1,- M * 1978




Foto: Manfred Uhlenhut

Was ist Sache?

Kann ich mir die Waffengattung aussuchen, wenn ich zur Armee komme?
Reinhard Bölkow

Leider bin ich vor einigen Wochen schwer erkrankt, aber es geht mir schon besser.
Demnächst soll ich Genesungsurlaub bekommen.
Wie geht das vor sich?
Unterfeldwebel A. Juls

Es ist dies eine Frage, die häufig gestellt wird. Ich halte das für ganz natürlich. Und aus Erfahrung weiß ich, daß dahinter zumeist das Bedürfnis steckt, auch in der Nationalen Volksarmee an einen Platz zu kommen, dessen Charakteristika sich weitgehend mit der Vorbildung, den Interessen und Befähigungen sowie den Berufserfahrungen des einzelnen decken. Kurzum: Wer danach fragt, tut es hauptsächlich, um ein militärisches Betätigungsfeld zu finden, auf dem er schnellstmöglich das Beste zu leisten vermag. Das aber, so scheint mir, ist ein Ausdruck entwickelten Verantwortungsbewußtseins und hoher Bereitschaft, seinen militärischen Klassenauftrag in Ehren zu erfüllen.
Kann also folglich jeder zum Wehrkreiskommando gehen und sagen, er wolle zu den Panzern?
Zunächst einmal ist es selbstredend jedem freigestellt, bei der Musterung solcherart Wünsche vorzubringen. Inwieweit sie hingegen real oder irreal sind, hängt von verschiedenen Faktoren ab.
Da ist an erster Stelle der konkrete Personalbedarf unserer Streitkräfte, der sich aus ihren Aufgaben und ihrer Struktur ergibt. Es leuchtet sicher ein, daß nicht alle zu den Panzertruppen können, dieweil ja letztlich auch mot. Schützen und Pioniere, Artilleristen und Nachrichtensoldaten gebraucht werden. Und ebensowenig besteht die Nationale Volksarmee nur aus Matrosen und Kraftfahrern oder Flugzeugführern und Fallschirmjägern. Das sollten Sie als erstes sehen, wenn die Musterung für eine bestimmte Waffengattung erfolgt.
Ein zweites kommt hinzu.
Dazu ein Beispiel: Wer sich in der Schule nur mit Müh' und Not über die naturwissenschaftlichen Fächer geschleppt hat, zudem nicht aus einem artverwandten Beruf kommt und nicht an der vormilitärischen Laufbahnausbildung als Tastfunker in der GST teilgenommen hat, wird verständlicherweise kaum eine Chance haben, Funker zu werden. Ich will damit sagen, daß es jeder selbst in der Hand hat, sich den Weg in die Waffengattung seiner Wahl zu öffnen oder zu versperren. Das beginnt in der Schule, führt über die gesellschaftspolitische Arbeit in der FDJ, schließt die vormilitärische Ausbildung in der GST ein, betrifft das sportliche Training für eine entsprechende physische und psychische Tauglichkeit und endet gewiß noch nicht bei einer soliden, erfolgreichen Berufsausbildung. Je langfristiger und zielbewußter Sie sich auf diese Weise orientieren und auf den aktiven Wehrdienst vorbereiten, desto größer werden die Möglichkeiten, die persönlichen Interessen und die objektiven militärischen Erfordernisse in Übereinstimmung zu bringen, wenn es darum geht, für welche Waffengattung Sie gemustert werden.



Genesungsurlaub.
Sie fragen danach, weil Sie eine schwierige Operation hinter sich haben und bald aus dem Lazarett entlassen, aber noch eine Zeit brauchen werden, bis Sie Ihren Dienst wieder aufnehmen können. Ich freue mich mit Ihnen, daß Sie sich auf dem Wege der Besserung befinden und wünsche Ihnen, daß sie rasche Fortschritte machen möge.
Jüngst sprach also der Stationsarzt von Genesungsurlaub. Es handelt sich dabei – wie schon der Name sagt – um eine ärztlich empfohlene Maßnahme zur Wiederherstellung der Gesundheit und vollen Dienstfähigkeit erkrankter Genossen. Deswegen ist er, ebenso wie Kuraufenthalte, kein Urlaub im Sinne der Urlaubsordnung DV 010/0/007 und wird nicht auf den Erholungsurlaub angerechnet. Über die Gewährung von Genesungsurlaub hat Ihr Kommandeur zu entscheiden; natürlich wird er das im engen Miteinander mit den medizinischen Diensten tun. Zugleich aber hat er bei seiner Entscheidung auch die dienstlichen Erfordernisse zu berücksichtigen sowie die vorhandenen Möglichkeiten und Notwendigkeiten. Genehmigt der Kommandeur den Genesungsurlaub, so legt er in diesem Zusammenhang auch fest, wo dieser zu verbringen ist; das kann je nach Gegebenheit in einem Genesungs- bzw. Erholungsheim der NVA, am Dienstort, in einem Kurort oder im Heimatort sein. In der Regel soll der Genesungsurlaub höchstens drei Wochen dauern. Ausgehend vom Sinn und Zweck dieser Rehabilitationsmaßnahme ist es nicht gestattet, Genesungsurlaub aufzuschieben oder nachträglich zu gewähren.
Abschließend noch einmal alles Gute für Sie und recht baldige Genesung!

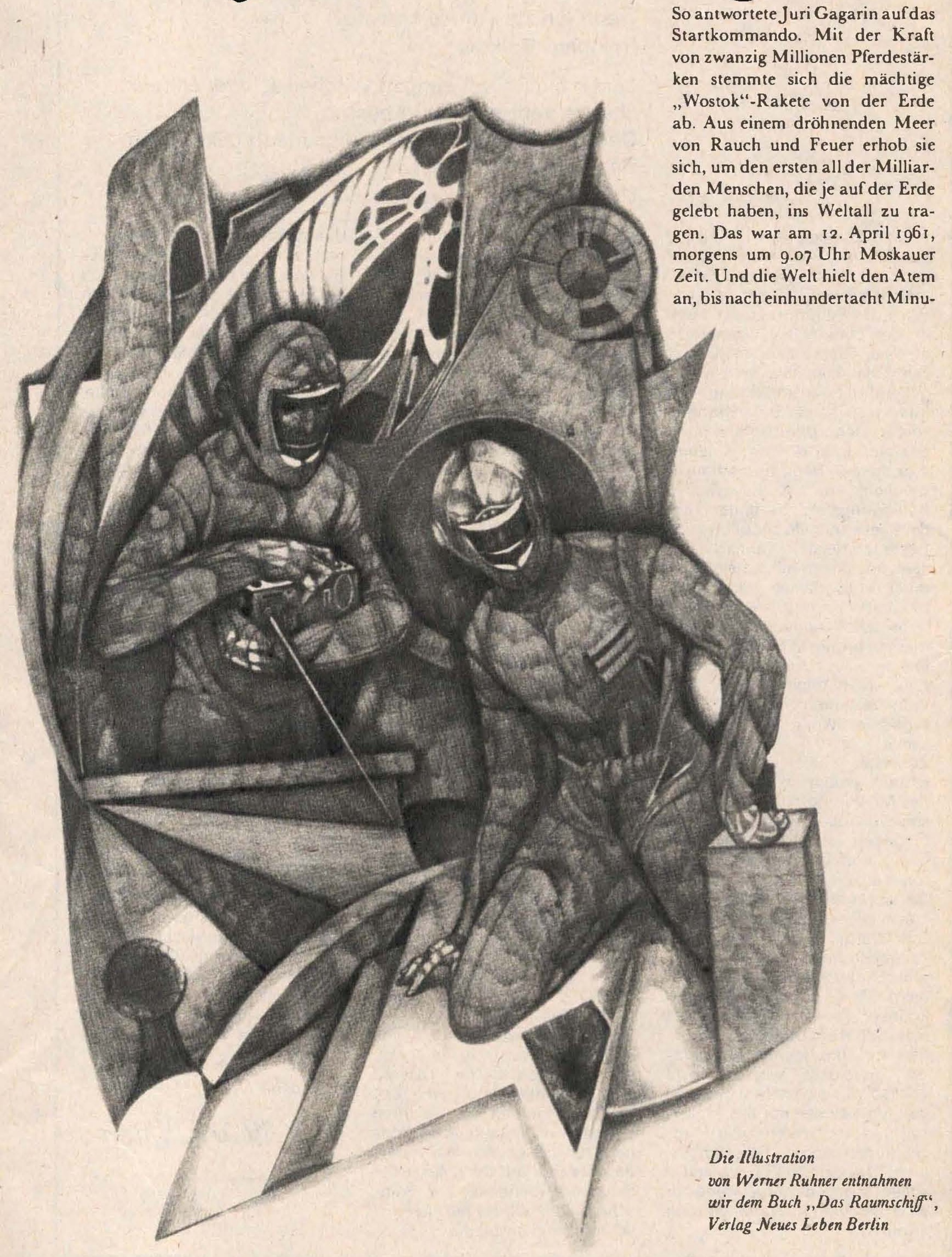
Ihr Oberst

Karl Heinz Freitag

Chefredakteur

Pojechali! – Los geht's!

So antwortete Juri Gagarin auf das Startkommando. Mit der Kraft von zwanzig Millionen Pferdestärken stemmte sich die mächtige „Wostok"-Rakete von der Erde ab. Aus einem dröhnenden Meer von Rauch und Feuer erhob sie sich, um den ersten all der Milliarden Menschen, die je auf der Erde gelebt haben, ins Weltall zu tragen. Das war am 12. April 1961, morgens um 9.07 Uhr Moskauer Zeit. Und die Welt hielt den Atem an, bis nach einhundertacht Minu-



Die Illustration von Werner Ruhner entnahmen wir dem Buch „Das Raumschiff", Verlag Neues Leben Berlin

ten der sowjetische Kosmonaut glücklich gelandet war. Juri Alexejewitsch Gagarin wurde der Held unseres Jahrhunderts, ein furchtloser, äußerst gebildeter, leidenschaftlicher Flieger, ein großartiger Sportsmann, ein Kommunist, dem die Herzen aller zuflogen. Mit Ruhm und Ehren überhäuft wie kaum ein anderer, blieb er bescheiden und liebenswert. In eurer Bibliothek steht ein empfehlenswertes Buch aus dem Verlag Neues Leben Berlin: „Juri Gagarin – Aus dem Leben eines Weltraumpioniers". Adolf Dichtjar setzte dieses biografische Mosaik zusammen aus persönlichen Erinnerungen Juri Gagarins, aus denen seiner Familie, seiner Lehrer, Genossen, Freunde. Am erregendsten für mich war die minutiöse Darstellung der Startvorbereitungen, des Starts und des Flugverlaufes. German Titow, Waleri Bykowski, Alexej Leonow und andere inzwischen weltbekannte Kosmonauten haben das Ereignis von unterschiedlichen Plätzen aus beobachtet und berichten darüber. Das Buch ist mit vielen Fotos ausgestattet, die technisch leider nicht immer gut sind; schade drum.

Nach Juri Gagarin sind viele sowjetische Kosmonauten ins All vorgedrungen, haben Leistungen vollbracht, die die kühnsten Menschheitsträume übertreffen. Aber trotz unserer atemberaubenden Wirklichkeit regt das Weltall doch immer wieder zum – sagen wir mal – Vorausträumen an, zumindest die Autoren und Leser utopischer Literatur. Da werden unvorstellbare Wagnisse bestanden, da wird der Mensch zum Beherrscher einer geradezu unheimlich perfekten Technik, da fliegen unsere Ur-Ur-Enkel über Jahre hinweg zu Planeten fremder Sonnensysteme. So auch die Besatzung der „Danko". Während sie ihren Weltraumauftrag erfüllte, sind auf der Erde fast fünfzig Jahre vergangen. Alle freuen sich auf die Heimkehr. Endlich tauchen Merkur, Venus und Mars auf dem Bildschirm auf, man ist so gut wie zu Hause. Aber wo ist die Erde? Entsetzt stellen die Männer fest: Unser Heimatplanet ist aus dem Weltall verschwunden! Was in den neun Minuten nach dieser furchtbaren Entdeckung geschieht, lest ihr in dem Erzählungsband „Der Hafen der steinernen Stürme". Der Autor Genrich Altow, sowjetischer Ingenieur und Patentinhaber von mehr als einem Dutzend Erfindungen, ist überzeugt, daß die Menschheit Wege zur grenzenlosen Entwicklung finden kann. Dem möchte ich hinzufügen: Wenn uns keiner dabei stört, und dafür werden wir schon sorgen.

Aus dem gleichen Verlag noch zwei „Utopicals". Auf einem einsamen Planeten ein einsamer Mann, umgeben von gigantischer Technik, mit der Erde verbunden und von ihr überwacht, dennoch im Umkreis von Lichtjahren allein. Und plötzlich eine Frau. Sie schreitet auf ihn zu, ohne den für Menschen lebensnotwendigen Raumanzug, nur angetan mit einem durchsichtigen Gewand. Der einsame Mann spürt sein Herz stillstehen und seinen Verstand aussetzen – dies ist seine Frau! Natürlich ist sie es nicht, sondern eine Ausgeburt an Abscheulichkeit, die sich die menschliche Phantasie nicht vorstellen kann, auch nicht die des Autors Bernd Ulbrich, denn leider beschreibt er das zunächst so schöne Ungeheuer nicht. Trotzdem spinnt er mit diesem Faden eine recht spannende Geschichte und noch neun andere dazu, die ihr in dem Band „Der unsichtbare Kreis" findet.

Arkadi und Boris Strugazki sind bekannte sowjetische Phantastik-Autoren. In ihren Erzählungen „Mittag – 22. Jahrhundert" geht es nicht nur um interstellare Expeditionen und andere tollkühne Weltraumabenteuer. Nach dem Wunsch der Autoren wird sich in rund zweihundert Jahren auch auf der Erde ganz schön was tun. Da wird zum Beispiel von einer Tiefsee-Erkundung erzählt, bei der die Ozeanologen in großen Tiefen auf Meeresgetier stoßen, bei dessen Vorstellung es einem aber kalt den Rücken 'runter läuft. In einer anderen Geschichte begleiten wir ein Spezialisten-Team, das sich auf dem Mars mit einem sonderbaren Wesen herumschlagen muß: Es greift nur nachts und stets von rechts an, und zwar mit mindestens acht rasiermesserscharfen Mundwerkzeugen. Alle sind ernsthaft bedroht, zudem steht die Geburt des ersten Kindes auf dem Mars bevor... Wenn ihr mich fragt: Gegen derart gruslige Dienst- und Lebensbedingungen mag einem selbst ein Härtetest bei dreißig Grad im Schatten wie ein Sonntagsausflug erscheinen, bei allem Respekt, Genossen!

Apropos: Wer den Fernsehfilm „Härtetest" gesehen hat, wird sich gewiß nicht nur an die hübsche Doris Jungmann erinnern, sondern auch die sympathischen Genossen aus dem mot. Schützenregiment „Scharnhorst" nicht vergessen haben, die Soldaten Andreas Jungmann und Jochen Nikkel, Unteroffizier Brettschneider (ja, der mit der Federkraft-Formel!), Leutnant Winter und all die anderen. In Wolfgang Helds Buch „Härtetest" begegnet ihr ihnen wieder. Mir hat es gut gefallen, vor allem, weil die wichtigsten Personen in Extra-Abschnitten ausführlich vorgestellt werden. So wird ihr Handeln und Verhalten sehr viel verständlicher, als dies im Film sein konnte. Endlich also wieder ein Buch über die Armee und noch dazu über euch, die mot. Schützen – was wollen wir mehr? Da es aber vor allem ein Buch über die Liebe ist, sind schon allein darum die Kämpfer der anderen stolzen Waffengattungen sehr herzlich zum Lesen eingeladen (Militärverlag der DDR).

Bleibt mir nur noch ein gutgemeintes Wort zur freundlichen Beherzigung: Nicht mit vollem Magen baden, nicht mit leerem Magen in Ausgang gehen und niemals etwas nur mit halbem Herzen tun. Alles Gute und tschüß bis zum nächsten Mal

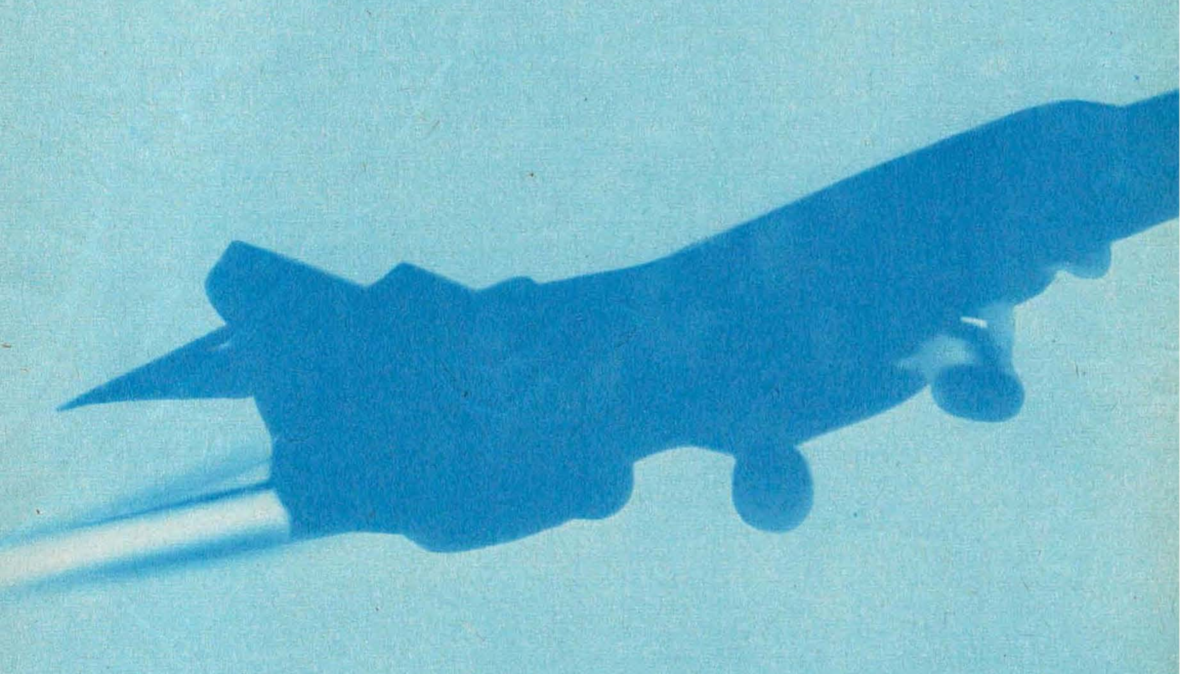
Eure Bibliotheks-Karin

Von der MiG

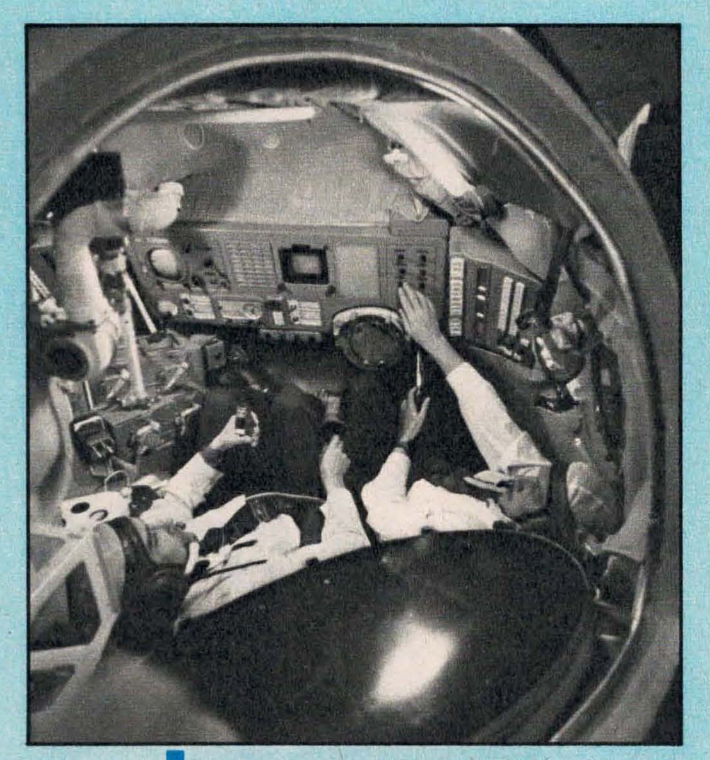
Der Beruf eines Jagdfliegers trägt am besten dazu bei, die für den Kosmonauten notwendigen Eigenschaften herauszubilden, schreibt Generaloberst Nikolai Kamanin, der „Vater" der sowjetischen Kosmonauten, in seinem Buch „Flieger und Kosmonauten". Juri Gagarin, German Titow, Andrian Nikolajew, Pawel Popowitsch, Waleri Bykowski, Wladimir Komarow, Pawel Beljajew, Alexej Leonow, um nur einige zu nennen, waren Jagdflieger. Sie hatten in ihren Geschwadern die MiG-17, einige die MiG-19 geflogen, waren erfahren in komplizierten Lagen und unterschiedlichen meteorologischen Bedingungen. Deshalb standen sie auch an erster Stelle unter den Kandidaten für die erste Kosmonautengruppe.

„Der Mensch an Bord eines Raumflugkörpers", so schreibt General Kamanin, „kann kein passiver Fluggast sein. Die wichtigsten Flugoperationen, besonders bei überraschenden Situationen, können nur von einem Menschen ausgeführt werden, der es versteht, in die Steuerung des Raumfahrzeugs aktiv einzugreifen, einen ganzen Komplex von Aufgaben des Forschers, des Entdeckers zu lösen. Der Kosmonaut muß auch ungünstigen Flugbedingungen und stärkeren physischen Belastungen gewachsen sein, die psychologischen Schranken mutig und kaltblütig überwinden, in Havariesituationen kühn und sachkundig handeln..."

Während des Raumfluges wirken auf den Kosmonauten Faktoren wie Andruck, Schwerelosigkeit, Vibration, Lärm und vieles andere ein. Mit diesen Faktoren hat der Jagdflieger der Art seiner Berufstätigkeit nach am ehesten zu tun. Der Jagdflieger, der mit dem Flugzeug verschiedene mit hohen in Stärke und Richtung veränderlichen Andruckbelastungen und Beschleunigungen verbundene Manöver



ausführt, erwirbt die beständige Fähigkeit, sich richtig zu orientieren, exakte koordinierte Bewegungen auszuführen, die Erde und die Geräte zu beobachten, die Situation in der Luft einzuschätzen, illusionäre Vorstellungen von der räumlichen Lage zu unterdrücken, kurzfristige Schwerelosigkeit zu vertragen und eine Reihe anderer Eigenschaften.
Der Jagdflieger gerät häufig in Situationen, die eine starke Gefühls- und Willensanspannung auslösen, schnelle und exakte Reaktion, Kühnheit, Geistesgegenwart und Zielstrebigkeit erfordern. Die Jagd-



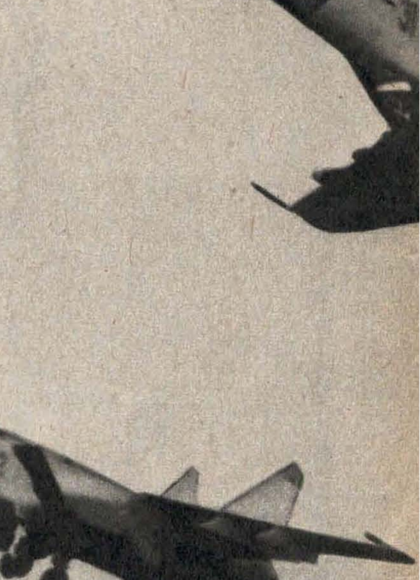
ins Raumschiff



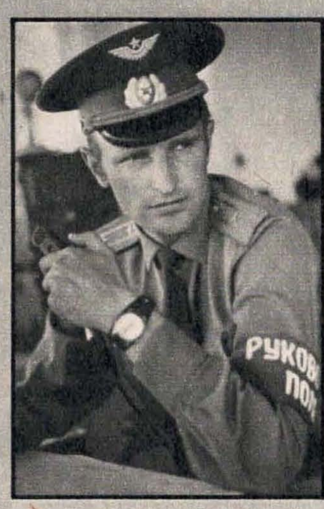


Vorbereitung der Maschinen zum Übungsflug, Alarm und Start der Kette. Als Flugleiter ist Major Alexander Sobolew eingesetzt.

flieger wissen mit Nachrichtenmitteln umzugehen, kennen sich in der Technik, der Navigation und der Elektronik aus und sind Fallschirmspringer. Kurzum, der Jagdflieger und der Kosmonaut sind Berufe, die vieles gemeinsam haben, und nicht zufällig wurden die ersten Kosmonautenkandidaten aus den Reihen der Jagdflieger ausgesucht.
Die „goldenen" Jahre der MiG-17 und 19 sind vorbei. Längst sind neue MiGs die „Arbeitsplätze" der Jagdflieger, die MiG-23, die MiG-25. Eine neue Generation Flieger ist herangewachsen – und mit ihnen neue Kosmonauten-Kandidaten. Wenn auch nicht jeder Jagdflieger Kosmonaut werden kann, so ist doch der Feldflugplatz für manchen der Vorhof zum All. Ob unter jenen, die zu diesem Geschwader der sowjetischen Luftstreitkräfte mit der MiG-25 gehören, künftige Kosmonauten gehören, wird die Zukunft zeigen. Heute erfüllen sie ihre Aufgaben als Kampfflieger . . .







Seit dem Morgengrauen brummten auf dem Flugplatz die schweren Tankwagen, fuhren flinke Spezialfahrzeuge von Flugzeug zu Flugzeug. An den Maschinen mit den roten Sternen machte sich das technische Personal zu schaffen: Waffentechniker, Funkmechaniker, Gerätewarte. Dann begann das erste Strahltriebwerk mit tiefem Baßton zu röhren, danach ein zweites und drittes. Der Donnergesang vor dem Start dauerte nicht lange. Ein grünes Leuchtsignal schwang sich in die Lüfte, und aus den Schubrohren der Flugzeuge schlugen orangene Flammen gegen die Betonpiste. Bald hatten die silbernen Maschinen Höhe gewonnen, waren auf den vorgegebenen Kurs gegangen. Der Gefechtsstand quittierte die Meldung des Führungsflugzeugs: „Hier Neunundzwanzig. Kette in der Luft!"

So begann der routinemäßige Flugtag im Geschwader.
In den Kabinen der MiG-25 sitzen anerkannte Spitzenkönner, aber auch junge, und doch schon erfahrene Flieger. Sie alle verfolgen ein Ziel – den Flugauftrag voll inhaltlich zu erfüllen und ihr militärisches Können weiter zu steigern. Ihre hochmoderne Technik verlangt es ebenso wie ihr militärischer Auftrag. Und sie tun es mit Lust und Liebe, ist es doch eine MiG der jüngsten Generation, die sie fliegen. Ein Flugzeug höchster Güte, mit Leistungsparametern, die ihresgleichen suchen. Schon vor Jahren machte der Typ – E-266 bezeichnet – von sich reden, als seine Rekorde in die internationalen Listen eingetragen wurden.
Die Bezeichnung E-266 wurde erstmals 1965 in der Öffentlichkeit bekannt. Mit einem Flugzeug dieses Typs aus dem Hause Mikojan/Gurjewitsch erreichte A. Fedotow auf einer geschlossenen 100-km-Strecke gleich drei Rekorde (ohne und mit Nutzlast von 1000 und 2000 kg), als er in einer Höhe zwischen 21000 und 22000 m eine Geschwindigkeit von 2319,12 km/h (alter Rekord: Confer, USA.

14.1.1962 – 2067,58 km/h mit B-58A) erreichte.
Erstmals öffentlich zu sehen war die Maschine im Juli 1967 zur Luftparade in Moskau-Domodedowo vor großer Zuschauerkulisse und internationalem Publikum.
Von großem internationalem Interesse war der Rekord auf einer geschlossenen 500-km-Strecke bei einer mittleren Geschwindigkeit von 2,76 Mach. Die Überbelastung betrug dabei in einer Kurve von 40° Schräglage 1,3 g. Das grenzt an kosmische Daten. Die Flieger wissen das.
Während die Kette ihrem Ziel entgegenfliegt, überwachen im „Turm" erfahrene Piloten als Flugleiter die Manöver. Zu ihnen gehört der Flieger 1. Klasse, Major Alexander Sobolew. Er fühlt sich in der Kabine eines modernen Strahlflugzeugs und hinter dem Pult des Flugleiters gleichermaßen sicher. Ruhig kommen seine Anweisungen...
Inzwischen haben die fliegenden Pfeile die Wolkendecke durchstoßen. Gleißende Sonnenstrahlen umspielen die ausgefransten, aschgrauen Ränder der Wolken und prallen auf die Alu-Beplankung der Flugzeuge. Hauptmann Wiktor Kowrishnych, der Kommandeur der Kette, vollführt ein Flugmanöver. Synchron mit dem Führungsflugzeug kurven die übrigen ein, als wären sie alle durch unsichtbare Fäden miteinander verbunden.
So sorgfältig die Aufgabe am Vorabend auch ausgearbeitet wird und so genau die Nuancen des bevorstehenden Fluges auch berechnet werden, in der Luft sind immer Überraschungen möglich. Auch der „Gegner" schläft nicht. Oft müssen schnell neue Entscheidungen getroffen oder irgend etwas ganz plötzlich verändert werden. Durch solche Lagen werden letzten Endes willensstarke, gestählte und tapfere Luftkämpfer herangebildet.
Das Flugmanöver liegt darin begründet, daß die Kette eine Aufgabe zu erfüllen hat, die etwas anders ist als die, auf die sie sich vor dem Start vorbereitet hatte. Der Befehl kam plötzlich. Da es sich um Jagdbomber handelt, sind Erdziele zu bekämpfen.
In geringer Höhe steuert die Kette den vorgegebenen Raum an. Gespannt schaut der Kommandeur nach unten. Wo ist der „Gegner"? Da, links hinter dem Wald – Truppenansammlungen! Kolonnen! Die Kette fliegt eine Kampfkurve. Die Kolonnen kommen den im Sturzflug niedergehenden Flug-

Die Aufgabe wurde mit „ausgezeichnet" erfüllt. Die Gesichter verraten es (rechts unten). MiG-25-Jagdbomber im Landeanflug. Unten die Trainerversion.



zeugen entgegen. Von Sekunde zu Sekunde werden sie zusehends größer. Die Panzer, Schützenpanzerwagen, Raketenrampen und Funkstationen nehmen immer umfangreichere Ausmaße an. Noch eine Sekunde. . . Aus den Pylonen lösen sich Feuerpfeile und jagen als purpurrote Punktlinie den Zielen zu. Die Flugzeuge gewinnen mit ohrenbetäubendem Lärm wieder Höhe, um erneut anzugreifen. Ein weiterer Schlag trifft den „Gegner". Als Einlage wird noch ein Abwehrmanöver geflogen, dann heißt es Kurs Heimatflugplatz.

Die unvoreingenommenen Kontrollgeräte bestätigen das Urteil der Vorgesetzten. Der Auftrag zur Bekämpfung der Einheiten des „Gegners" war ausgezeichnet erfüllt worden. Neue Flüge stehen bevor, neue Elemente des Gefechtseinsatzes werden zu meistern sein – mit hohem Einsatzwillen und unter annähernd „kosmischen" Bedingungen. *W. G./K. E.*

Fotos: Gatschikow





Unsere Anschrift:
Redaktion „Armee-Rundschau"
1055 Berlin, Postfach 46130

Vignetten: Klaus Arndt

Noch einer?

Kürzlich las ich, daß es neben dem Kreuzer „Aurora" auch ein Segelschiff gleichen Namens gegeben haben soll. Könnt Ihr mehr darüber sagen?
Klaus Schulz, Leipzig

Die Namensvorgängerin des legendären Kreuzers war eine Segelfregatte von 2000 Tonnen (Länge: 160 Fuß mit 44 Kanonen à 24 Pfund). Sie wurde 1853 auf der Ochta-Werft St. Petersburg erbaut. An Erfolgen, die Rußland im Krim-Krieg gegen England, Frankreich und die Türkei errang, hatte die „Aurora"-Besatzung den größten Anteil. Zu Ehren dieser ruhmvollen Fregatte erhielt der Kreuzer, der ursprünglich ebenfalls für den Dienst im Pazifik vorgesehen war, denselben Namen.

Auch fürs Studium

Besonders lobenswert sind eure Typenblätter. Mein Mann hat sich davon eine Kartei angelegt, die ihm schon oft in seinem Offiziersstudium geholfen hat.
Gabriele Winz, Berlin

Recht in unserer Zeit

Angeregt von der AR habe ich mir schon einige Hefte aus dieser interessanten Reihe des Staatsverlages der DDR zugelegt. Sie sind konkret, informativ und ein handliches Nachschlagewerk zu aktuellen Rechtsfragen. Gibt es inzwischen schon wieder Hefte mit neuen Themen?
Soldat Jürgen Kliehm

Jüngst ist das Heft 11 „Sozialistische Lebensweise und persönliches Eigentum" erschienen. In Vorbereitung befinden sich: „Der Bürger und das Gericht", „Mein Betrieb und ich", „Sozialpolitik – konkret für jeden".

Gesucht

... werden die einstigen Mitstreiter meines Vaters, der 1950/51 bei der Volkspolizei war. Mir persönlich sind drei Genossen namentlich bekannt: Arno Goreczko, Fritz König und Günter Schneider. Die Adresse meines Vaters: Helmut Rudolph, 6313 Manebach/Thür., Goethestr. 50. Ich würde mich mit ihm freuen, wenn er auf diesem Weg einige seiner Genossen aus der damaligen Zeit wiederfände.
Offiziersschüler Peter Rudolph

(Keine) Streitfrage

Ich bin mit einem Kellner in eine Streitfrage geraten. Die Sache war so: Ich fuhr auf Urlaub und hatte einen Zwischenaufenthalt, weil der Anschlußzug erst später fuhr. Ich bin in eine Gaststätte gegangen, habe dort etwas zu essen bestellt und darauf aufmerksam gemacht, daß ich nur 20 Minuten Zeit habe. Der Kellner hat die Bestellung unter dieser Voraussetzung angenommen. Als er sie brachte, waren gerade 20 Minuten um und ich mußte gehen. Er aber wollte, daß ich das Bestellte bezahle.
Unteroffizier W. Kuda

Da die Gaststätte die von Ihnen ausdrücklich gesetzte und vom Kellner anerkannte Frist nicht eingehalten hat, ist sie nach § 85, Abs. 1, des Zivilgesetzbuches in Verzug geraten. Das bedeutet, der Gast kann vom Vertrag zurücktreten und braucht das Bestellte nicht mehr abzunehmen und zu bezahlen.

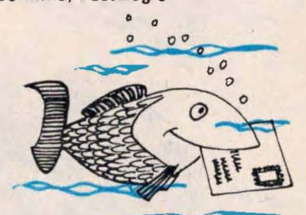


AR-Markt

AR-Jahrgänge 1967 bis 1970, 1973, 1976 und 1977 vollständig sowie 1971, 1972, 1974 und 1975 unvollständig (Heftpreis 0,50 M) bietet Bernd Schüler, 66 Greiz, Dr.-Wichmann-Str. 12; er sucht Motor-Jahrbuch ab 1970 sowie andere Literatur über Kfz und Kfz-Technik. AR-Typenblätter 2/77, 10/77, 11/77 sowie 6/77 verkauft Dörte Hünnies, 25 Rostock, Karl-Marx-Str. 84. AR-Typenblätter von März 1975 bis Dezember 1977 sowie AR-Waffensammlung von 1975 bis 1977 tauscht Jürgen Schubert, 5903 Creuzburg, Burgberg 4 gegen NVA-Kalender 1970 bis 1978.

Mit Spannung

... erwarte ich monatlich die neue AR. Mir gefallen immer wieder die aktuellen Beiträge, Umfragen und die ganze Gestaltung der Zeitschrift. Mein besonderes Interesse gilt den Berichten über die Volksmarine. Wäre es möglich, daß ich über die AR einen Briefwechsel mit einem Angehörigen der Volksmarine aufnehmen kann? Ich bin 21 Jahre alt und studiere Pädagogik.
Sonnhild Lindner,
83 Pirna, Postweg 3



Studium und Vorpraktikum

Ich habe die Absicht, nach meinem dreijährigen Dienst als Unteroffizier auf Zeit ein Studium aufzunehmen. Nun hörte ich, daß es da neue Regelungen geben soll. Es wird von einem Vorpraktikum gesprochen.
Unteroffiziersschüler H. Marten

Durch die Anordnung Nr. 2 des Ministers für Hoch- und Fachschulwesen vom 22.2.1978 wurde § 1 der Zulassungsordnung (GBl. der DDR, Teil II/1971, Nr. 55) durch die folgenden Festlegungen ergänzt: „Für die Aufnahme des Studiums in den Fachrichtungen der Wissenschaftszweige Technik, Medizin, Agrarwissenschaften, Wirtschaftswissenschaften, der Lehrkräfte für den berufstheoretischen Unterricht in den technischen, Agrar- und Wirtschaftswissenschaften ist neben den im Abs. 2 genannten Voraussetzungen der Nachweis über den Erwerb beruflicher Kenntnisse und praktischer Erfahrungen notwendig. Diese werden – sofern nicht eine einschlägige Berufsausbildung vorliegt – in einem Vorpraktikum in volkseigenen Betrieben, landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften und staatlichen Einrichtungen erworben. Das Vorpraktikum dauert ein Jahr. Bewerber, die vor Aufnahme des Studiums den Grundwehrdienst leisten, erwerben berufliche Kenntnisse und praktische Erfahrungen in insgesamt 5 Monaten vor Beginn und nach Beendigung des aktiven Wehrdienstes. Bewerber, die vor Aufnahme des Studiums 3 Jahre in den bewaffneten Organen dienen, sollten ein zweimonatiges Vorpraktikum absolvieren. Die Einführung erfolgt schrittweise. Der Termin der Verbindlichkeit wird vom Minister für Hoch- und Fachschulwesen jeweils gesondert festgelegt."

Urlaubssorgen

Bald werde ich meine Lehre beim VEB Deutfracht/Seereederei Rostock beenden. Danach trete ich meinen Dienst als zukünftiger Berufsunteroffizier bei der Volksmarine an. Wie ist das nun mit dem Urlaub vor der Einberufung? Ist der Betrieb verpflichtet, mir den gesamten Jahresurlaub zu gewähren?
Frank Seyring, Schmarl

Nein, Sie können nur anteilmäßig Urlaub für die Zeit erhalten, die Sie bis zur Einberufung im Betrieb arbeiten. Bitte berücksichtigen Sie, daß Sie zusätzlich zum anteilmäßigen Jahresurlaub im Betrieb auch bei der NVA Urlaub beanspruchen können. Inwieweit Ihnen der Betrieb unbezahlten Urlaub gewährt, hängt von seinen Möglichkeiten ab.



Technik-Geschichte

Ich beschäftige mich mit alten Schiffen und U-Booten und stieß dabei auf den Begriff Kanonenboot. Was ist damit gemeint?
Steffen Göhlert, Falkenhain

Hierbei handelt es sich um kleine Schiffseinheiten mit einfacher Kanonenbewaffnung.

Neue Auszeichnungen

Ich interessiere mich für Orden und Medaillen. Deshalb möchte ich wissen, ob es stimmt, daß neue staatliche Auszeichnungen für die Zivilverteidigung und die Grenztruppen gestiftet worden sind?
Michael Braun, Prenzlau

Ja, es stimmt. Durch Verordnungen des Ministerrates der DDR wurden gestiftet: Ehrentitel „Verdienter Angehöriger der Zivilverteidigung der DDR", „Medaille für treue Dienste in der Zivilverteidigung der DDR", „Medaille für treue Pflichterfüllung in der Zivilverteidigung der DDR", „Verdienstmedaille der Grenztruppen der DDR" und „Medaille für treue Dienste in den Grenztruppen der DDR". Die hier genannten Auszeichnungen sind im Gesetzblatt der DDR, Teil I/1977, Nr. 33 näher beschrieben.



Soldatenpost

...wünschen sich: Monika Neumann (17), 8716 Oberoderwitz, Oberdorf 708 – Uta Heinze, 98 Reichenbach, O.-Nuschke-Str. 20 – Gabi Kaulbars (17), 48 Naumburg, Gutenbergstr. 4 – Karin Wagner, 5901 Dankmarshausen, Flurstr. 214 a – 4 Studentinnen, zu erreichen über Elena Witt, 2601 Güstrow, AJS, Seminar 7701, Haus I, Zi. 302 – Christa Weinlich (28, zwei Kinder), 821 Freital, Wiegardtstr. 8 – Marina Kurnitzki (24), 1291 Schönerlinde, Mühlenbecker Str. 15 – Eva-Maria Kriesten (21), 68 Saalfeld, Obere Str. 7 – Ramona Greiner (17), 6401 Hasenthal, Vorwerk 35 – Petra Poitzsch (17), 8902 Görlitz, Str. der Bergarbeiter 19 – Helga Köppen (28, mit einer siebenjährigen Tochter), 232 Grimmen, Feldstr. 3 – Anita Skirl (19), 437 Köthen, Dimitroffstr. 10 – Christina Ermel (18), 1058 Berlin, Rheinsberger Str. 35 – Kerstin Schubert, 4854 Lützen, Dr.-Voigt-Str. 17 – Petra Priebe, 5804 Friedrichroda, Max-Küstner-Str. 8 – Heike und Ines Mohnecke, 193 Wittstock, Str. d. DSF 35.

Für jeden etwas

Welche Sportarten werden eigentlich in welchen Armeesportklubs betrieben?
Soldat Jürgen Richter

22 Sportarten kann in fünf Armeesportklubs der ASV Vorwärts nachgegangen werden. ASK Vorwärts Rostock: Rudern und Segeln. ASK Vorwärts Frankfurt (Oder): Judo, Boxen, Gewichtheben, Turnen weiblich, Handball, Radsport und Ringen. FC Vorwärts Frankfurt (Oder): Fußball. ASK Vorwärts Potsdam: Leichtathletik, Kanurennsport, Fechten, Turnen, Kanuslalom (mit Sitz in Leipzig) und Schwimmen. ASK Vorwärts Oberhof: Skilanglauf, Skisprunglauf, Nordische Kombination, Biathlon, Bobsport und Rennschlittensport.



Geheimnisvolle Aufschrift

An manchen PKW und LKW las ich die Aufschrift „Betrieb der NVA". Was sind das für Betriebe? Wer arbeitet dort?
Frank Jacob, Bad Salzungen

Es handelt sich um Einrichtungen, die bestimmte Versorgungs- und Reparaturaufgaben innerhalb unserer Streitkräfte übernommen haben. Hier arbeiten Männer und Frauen, die einen entsprechenden Berufsabschluß haben.

Waffengattungen

Mich würde interessieren, welche Waffengattungen die Teilstreitkräfte der Sowjetarmee besitzen.
Holger Mahn, Potsdam

Strategische Raketentruppen – keine Waffengattungen. Landstreitkräfte: Raketentruppen, mot. Schützen- u. Panzertruppen, Luftlandetruppen, Truppenteile der Luftabwehr, Artillerietruppen, Spezialtruppen wie Nachrichten-, Pionier-, chemische u. a. Truppen. Luftverteidigung: Fla-Raketentruppen, Jagdfliegerkräfte, funktechnische Truppen und Spezialdienste. Luftstreitkräfte: Fliegerkräfte, funktechnische Truppen und Truppen der fliegertechnischen Versorgung. Seekriegsflotte: Unterwasser- und Seefliegerkräfte, Überwasserkräfte, Küstenraketen- und -artilleriekräfte sowie Marineinfanterie.




Finanzielles

Ich bin Unteroffizier auf Zeit, als Gruppenführer eingesetzt und habe für voraussichtlich vier Monate die Dienststellung eines Zugführers übernommen. Muß ich auch dementsprechend bezahlt werden?
Unteroffizier Helmut Fischer

Wenn Sie die Dienststellung vertretungsweise übernommen haben, erhalten Sie die bisherigen Bezüge eines Gruppenführers weiter. Nur bei Ernennung in eine höhere Dienststellung wird diese auch höher vergütet.

Lustig oder traurig?

Es mag vielleicht ein schwacher Trost für den Obermaaten Stephan Militzer (AR 5/78, Seite 47) sein, wenn ich ihm sage: Bei uns ist's genauso!
Soldat Harry Winter



Obwohl unsere Garnisonstadt nur ein kleiner Ort ist, haben wir einen guten Kontakt zur Bevölkerung. Auch beim Tanz in der Konsum-Gaststätte sind wir Soldaten gern gesehen. Vielleicht kommt das alles daher, daß unsere FDJ-Leitung mit der des Ortes gemeinsame Pläne schmiedet und das Jugendleben organisiert.
Unteroffizier G. Radenski

Ich finde auch, daß sich die örtlichen Staatsorgane und die Gaststätten, Klubs und Kulturhäuser in Garnisonstädten mehr Gedanken machen sollten, wie sie die dort dienenden Soldaten in das kulturelle Leben einbeziehen können.
Irina Fischer

Berufspost

Mit einem Berufsoffizier der Volksmarine möchte sich der Offiziersbewerber Jörg Richter, 4212 Schkopau, Leunastr. 10 schreiben. Mathias Gregori, 20 Neubrandenburg, Cölpiner Str. 16 und Mario Obst, 727 Delitzsch, Marienplatz 3 wünschen sich Post von einem Panzerkommandanten – Ulf Oswald, 6824 Königsee, O.-Nuschke-Str. 13 von einem Fla-SFL-Kommandanten. Einen Briefpartner bei den Luftstreitkräften sucht André Worms, 7271 Benndorf, Postfach 30.

Denkzettel

In der Kurzgeschichte aus dem Märzheft geht es um einen Soldaten, der überheblich ist und kuriert werden soll. Dagegen habe ich grundsätzlich nichts einzuwenden – aber nicht so, wie es der UvD getan hat. Er kann doch nicht den Befehl geben, den Termin des Gefechtsalarmes zu verbreiten. Dieser ist ein Dienstgeheimnis. Es gibt sicher andere Methoden, um den Soldaten einen Denkzettel zu verpassen.
Marianne Hausdörfer, Plauen

Mütterliche Vorschläge

Mein Sohn ist seit 1975 bei der NVA, gegenwärtig liegt er im Lazarett. Könnte man bei längerem Lazarettaufenthalt nicht eine Arbeitstherapie durchführen, um den Erkrankten eine gewisse Wertschätzung zu geben? Ich finde, Bücher lesen und Karten spielen oder Flugzeuge für die Kinder der Krankenschwestern basteln, das ist doch auf die Dauer keine ausreichende geistige und körperliche Beschäftigung. Der Mensch ist unterfordert, wird unausgeglichen und unzufrieden. Das kann doch aber nicht der Sinn und Zweck eines Genesungsprozesses sein. Und dann bewegt mich noch etwas. In den bisherigen drei Jahren habe ich eine Verbindung zwischen der Einheit meines Sohnes und der Familie sehr vermißt. Wäre es nicht angebracht, die sogenannten Tage der Soldatenfamilie auch in kleineren Einheiten bzw. in einem Kulturhaus durchzuführen? Manches klärende Wort in angeregter Atmosphäre könnte sich auch dienstlich vorteilhaft auswirken.
Helga Riemer, Cottbus

An der AR

...gefällt mir besonders, daß auch Probleme und Konflikte des Soldatenlebens angesprochen und dargestellt werden. Dabei werden meist auch Lösungswege dargestellt oder angedeutet.
Jürgen Semmler, Pasewalk

Dienstgradfrage

Wie lauten die Admiralsdienstgrade bei der Volksmarine?
Soldat W. Borowski

Konteradmiral, Vizeadmiral, Admiral.

Die Klasse 6a

...der Polytechnischen Oberschule in 1202 Brieskow-Finkenheerd, Karl-Marx-Str. 28, wünscht sich Kontakt mit einem Truppenteil der mot. Schützen der NVA oder der Grenztruppen der DDR. Wer schreibt ihnen?

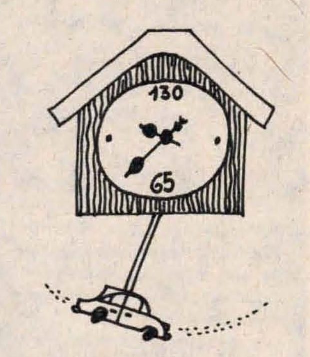
Stipendium fürs Fernstudium?

Nach meinem dreijährigen Armeedienst habe ich ein Fernstudium aufgenommen. Habe ich Anspruch auf das Zusatzstipendium von 80 Mark im Monat?
Unterfeldwebel d. R. Rolf Kohout, Weida

Nein. Die Zahlung von Stipendien einschließlich des von Ihnen genannten Zusatzstipendiums erfolgt nur für Direktstudenten.

Einhundertdreißig Stunden

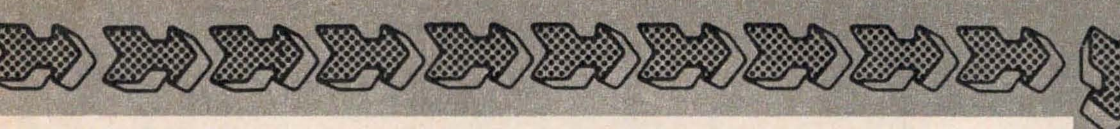
In 130 Stunden bilden wir in unserer GST-Sektion Motorsport der Grundorganisation FEW Blankenburg Jugendliche zum Militärkraftfahrer aus. Das ist eine interessante und lohnende aber auch sehr aufwendige Aufgabe. Besonders deshalb, weil sie von ehrenamtlichen Ausbildern in ihrer Freizeit erfüllt wird. Nach dieser Zeit soll der junge Mann befähigt sein, sicher in allen Verkehrssituationen und im Gelände als Führer eines Kraftfahrzeuges reagieren und selbst leichte Schäden am Fahrzeug beheben zu können. Besonders begrüßt wird bei unseren Mitgliedern die Möglichkeit, die Fahrerlaubnis Klasse V erwerben zu können.



Karin – MM 8086

Ich habe den gesuchten Soldaten aus eurem Mini-Magazin der AR 3/78 gefunden. Der gefundene Armeeangehörige ist zwar groß und schlank, glaubt auch, hübsch zu sein, heißt aber weder Holger, noch ist er Soldat. Er heißt Andreas und ist z. Z. noch Unteroffiziersschüler. Ich stelle mich also selbst. Könnten Sie mir bitte die Adresse des unglücklichen Mädchens schicken?

Diesem und allen anderen Lesern, die uns diesbezüglich schrieben, sei gesagt: Wir können Ihre Bitte leider nicht erfüllen. Die Mini-Magazin-Karin existiert nämlich nicht, genauso wenig wie die Absender aller anderen Annoncen auf den Seiten 94/95 der Märzausgabe 1978. Das ganze sollte ein Spaß sein, ein Magazin im Magazin. Wir hoffen, Sie sind uns deshalb nicht böse.



Schauspieler

...für Theater, Film und Fernsehen werden an der Theaterhochschule „Hans Otto" ausgebildet. Studienplätze zum Studienbeginn 1979 in der Fachrichtung Schauspiel stehen bei Kooperation mit der Hochschule für Film und Fernsehen noch zur Verfügung. Aufnahmebedingungen: Abitur oder Abschluß der 10. Klasse und abgeschlossene Berufsausbildung. Eignungstests werden ständig durchgeführt. Wer sich für ein entsprechendes Studium interessiert oder weitere Fragen hat, kann sich an folgende Adresse wenden:
Theaterhochschule „Hans Otto",
701 Leipzig, Schwägrichenstr. 3,
PSF 945 – Prorektorat für Erziehung und Ausbildung

Reservistenbelobigungen

Können Reservisten auch entsprechend der Disziplinarvorschrift belobigt werden, wenn sie nicht im Wehrdienstverhältnis stehen?
Feldwebel d. R. Walter Sieg, Jena

Ja. Dafür gibt es nach Ziffer 23 (1) der DV 010/0/006 folgende Möglichkeiten: Aussprechen des Dankes, Löschung einer Disziplinarstrafe, Sach- oder Geldprämie, Veröffentlichung seines Bildes und Würdigung seiner Leistungen in der Presse der NVA, Eintragung in das Ehrenbuch und Aushändigung einer Urkunde sowie vorzeitige Beförderung zum nächsthöheren Dienstgrad.

O, diese Abkürzungen!

Können Sie mir sagen, was ein StKRD ist? Oder ist das ein militärisches Geheimnis?
Karl-Heinz Bertz, Döbeln

Ist es nicht. StKRD heißt Stellvertreter des Kommandeurs für Rückwärtige Dienste.

... und nach dem Wachdienst?

Wenn ein Soldat Wache hatte, bekommt er dann anschließend frei?
Holger Grünert, Senftenberg

Dazu heißt es in der DV 010/0/004: „Unmittelbar nach der Rückkehr vom Wachdienst sind die Angehörigen der NVA vier Stunden von Ausbildungsmaßnahmen zu befreien."

Fähnrich-Sterne

Kürzlich sah ich einen Fähnrich mit drei Sternen auf dem Ärmelabzeichen. Was hat das zu bedeuten?
Gerald Kohlmey, Birkenwerder

Drei Sterne auf dem Ärmelabzeichen werden ab 21. Dienstjahr getragen.

BERUFSBILD



Unteroffizier der Rückwärtigen Dienste

In den Rückwärtigen Diensten haben der Treib- und Schmierstoff-, der Verpflegungs- sowie der Bekleidungs- und Ausrüstungsdienst die Aufgabe, die Truppen im Garnisondienst und im Gefecht ununterbrochen, rechtzeitig und vollständig mit materiellen Mitteln zu versorgen. Dazu verfügen sie über Kfz-Transporteinheiten sowie Lager und Werkstätten mit Spezialtechnik. Der hier tätige Berufsunteroffizier ist Vorgesetzter, politischer Erzieher, militärischer Führer und Ausbilder in einem. Wer sich für diese Laufbahn interessiert und bewerben will, braucht einen festen Klassenstandpunkt und möglichst schon Erfahrungen in der gesellschaftspolitischen Arbeit. Er darf nicht älter als 26 Jahre sein und muß die 10-Klassen- und die Facharbeiterausbildung haben. Günstig ist der Beruf als Laborant, Koch, Fleischer, Bäcker, Kellner, Molkereifacharbeiter, Lagerfacharbeiter der Textil-, Bekleidungs- oder lederverarbeitenden Industrie oder des Handels, als Schuhmacher oder Schneider. Es wird erwartet, daß der Bewerber an der GST-Ausbildung teilgenommen sowie das Schwimm- und Sportabzeichen erworben hat. Die fünfmonatige Heranbildung zum Berufsunteroffizier an einer Unteroffiziersschule umfaßt neben der Vermittlung von gesellschaftswissenschaftlichen und allgemeinmilitärischen auch dem Ausbildungsprofil entsprechende Spezialkenntnisse. Letztere umfassen unter anderem: Warenkunde, Lagerwesen, Maschinen- und Gerätelehre, Truppenwirtschaftsführung, Ökonomie, Vertragswesen, Taktik der rückwärtigen Dienste. Die wichtigste Aufgabe des Berufsunteroffiziers besteht darin, jeden Angehörigen seiner Einheit zu einer Soldatenpersönlichkeit zu erziehen, um im Kollektiv initiativreich an den politischen und militärischen Aufgaben mitwirken zu können. Nach erfolgreicher Heranbildung und Unteroffiziersprüfung werden die Absolventen zu Unteroffizieren ernannt. Der Einsatz erfolgt vorwiegend als Lagerverwalter für Treib- und Schmierstoffe, Lagerverwalter oder Sachbearbeiter im Verpflegungs- bzw. Bekleidungs- und Ausrüstungsdienst, Gruppenführer in einer Rohrleitungs- oder Transporteinheit sowie als Küchenleiter. Die Beförderung im Dienstgrad kann z. B. nach einem Jahr zum Unterfeldwebel und nach weiteren anderthalb Jahren zum Feldwebel erfolgen. Weitere erreichbare Dienstgrade sind Oberfeldwebel und Stabsfeldwebel. Nähere Auskünfte erteilen die Beauftragten für militärische Nachwuchsgewinnung an den Schulen sowie die Wehrkreiskommandos der NVA, bei denen auch die Bewerbungen einzureichen sind. Interessenten können auch über die AR ein Informationsmaterial erhalten.



Das Dreieck

Erzählung von Walter Flegel
Illustration: Karl Fischer

Sie erreichen die Elbe in der Morgendämmerung. Aus drei Richtungen nähern sich die Kolonnen der Übersetzstelle. Die Fahrzeuge fahren dicht auf und schwanken über die Unebenheiten der Flußwiesen heran. Wie erschöpfte oder blinde Lebewesen wirken sie, in Geschwindigkeit und Richtung ihrem Vordermann angepaßt, tasten sie sich vorwärts.
Leutnant Brink steht ein paar Meter von der Fahrspur entfernt in der nassen Wiese, wartet auf den Kradfahrer, der ihn zu seinem Bestimmungsort bringen soll. Es ist die erste Übung solchen Ausmaßes, die er miterlebt. Und er nimmt die Gerüche und Geräusche, die Bilder und Ereignisse mit allen Sinnen in sich auf. Wie einer, der die Aufgabe oder die Absicht hat, alles irgendwann einem anderen zu schildern. Auf jeden Fall wird er Birgit erzählen, was er und wie er es erlebt hat. Mit geschlossenen Augen wird sie neben ihm liegen. Sie schließt immer die Augen, wenn sie ihm zuhört, und ihre schweren dunklen Wimpern beben. Brink kennt keinen, der besser zuhören kann, als Birgit. Und zwischen den Sätzen oder wenn er einmal nach einem treffenden Wort sucht, küßt er ihre Brüste, die großen dunkelbraunen Kreise und die festen Rundungen.
Brink sieht, wie die Schützenpanzerwagen und die LKWs auf seiner Höhe die Geschwindigkeit weiter verringern. Wie die Regulierer des Kommandantendienstes und die an der Brücke verantwortlichen Offiziere mit heiseren Rufen, mit Flaggenzeichen und heftigen Gesten versuchen, größere Abstände zwischen den Fahrzeugen durchzusetzen. Die Kraftfahrer schalten, und die grauen, warmen Schwaden der Auspuffgase treffen Brinks Beine. Dann rollen die Fahrzeuge vorsichtig auf die Planken der Pontonbrücke. Drüben, auf der anderen Seite des Flusses, liegt ein winziges Dorf. Von hier aus sind nur einige Pappeln, ein paar Giebel und der hölzerne Turm einer Kirche zu erkennen. Hinter dem Damm recken sich Kiefern auf. Dort beginnen die weiten Wälder, liegt der Übungsplatz. Die Sonne kommt hoch. Gelbrotes Licht zuckt über die steingrauen Planen und Panzerungen und entzündet sich in zahllosen Lampen und Scheiben.
Nichts von alledem möchte Leutnant Brink übersehen, nichts vergessen, was die besondere Atmosphäre dieser Übung ausmacht. Die Bewegung, die einer großen Ordnung, einer Idee unterliegt und sie alle unaufhaltsam vorwärtsführt. Die Anspannung aller Kräfte und die Technik, mit der diese Bewegung organisiert wird, durch die sie nun am dritten Tag den Eindruck von Spiel und Übung völlig verloren hat. Auch Brink steckt mitten in dieser Bewegung, ist ihr unterworfen und bestimmt sie mit. Das Gefühl, erfaßt und beteiligt zu sein, hat Brink so tief bisher bei keinem anderen Ereignis empfunden. Und er möchte seine augenblickliche Situation mit keiner anderen tauschen.
Neben einer der sich nähernden Kolonnen taucht oben auf dem Elbdamm ein Krad auf. Eine Weile verharrt der Fahrer, stehen er und die Maschine hell und nah wie in einem Lichtkegel vor dem Frühhimmel. Dann rollt die Maschine den Hang herab, und der Fahrer lenkt sie rasch und direkt auf Brink zu. Einen Meter von ihm entfernt bremst er hebt die Brille auf den Helm und verhält in der Bewegung. Seine blauen Augen werden schmal, die Brauen – hell und dünn – rücken zusammen und drücken eine wulstige Falte über die Nasenwurzel. Brink kennt dieses Gesicht genau, weiß, daß sein



Gegenüber blonde Haare hat. Mehrere Male haben sie voreinander gestanden wie jetzt an der Elbe. Im Tanzsaal des Klubhauses, in der Sporthalle der Kaserne, am See. Schweigend musterten sie einander, böse, fast mit Haß, wechselten immer nur wenige Worte, die sie nie näher brachten, sondern immer weiter auseinanderstießen.
Der Blonde nimmt nicht hin, daß Birgit, nachdem sie über ein halbes Jahr mit ihm zusammengewesen war, sich nun gegen ihn entschieden hat. Er nimmt es nicht hin und nimmt es einfach nicht zur Kenntnis, verfolgt den Leutnant ebenso wie Birgit.
Der Fahrer hebt die Brille heftig vor die Augen, gibt Gas, läßt die Maschine springen, näher an Brink heran, der aufsteigt. Widerwillig, aber er steigt auf, denn er hat seine Aufgabe zu erfüllen.
Zwischen einer Funkstation und einem Wasserwagen überqueren sie den Fluß. Das andere Ufer ist steil und verschlammt. Ein W 50 ist aus der Spur gerutscht und steckt mit dem rechten Hinterrad fast bis an die Achse in einem moddrigen Loch. Eine Stauung droht. Der Blonde schlängelt sich geschickt vorbei. Brink sieht noch, daß ein SPW zurückstößt und wie Soldaten eine Schlepptrosse zum LKW ziehen. Dann sind sie schon über den Damm und fahren an wartenden Fahrzeugen vorbei übers Kopfsteinpflaster des Dorfes.
Brinks großer Eindruck von der Übung, seine innere Übereinstimmung mit der gewaltigen Bewegung vieler Menschen und Fahrzeuge sind am anderen Ufer der Elbe geblieben. Mit dem blonden Gefreiten Langer ist ihm Kleinliches in den Weg gefahren, Enge. Die ihn immer wieder beschäftigen. Die Langer ihm immer wieder aufzwingt. Jedesmal, wenn er ihm begegnet, nötigt das verschlossene, vorwurfsvolle Gesicht des Gefreiten ihn, sich mit Vergangenem zu beschäftigen. Für Brink Vergangenes, Erledigtes, aber für Langer nicht. Es ist Brink in den zurückliegenden drei Monaten nicht gelungen, das alles abzuschütteln.

Langer saß mit Birgit am Nebentisch. Der Gefreite tanzte selten, wies aber jeden anderen, der Birgit aufforderte, ab. Obwohl sie gern getanzt hätte. Brink beobachtete sie. Nach jeder Abweisung wurden ihre Augen enger, ihr Gesicht schmaler. Einsam wirkte sie neben dem Gefreiten, obwohl der ihr sehr nahe saß und seinen Arm über ihrer Stuhllehne liegen hatte, das Mädchen ausstellte und bewachte wie einen Besitz. Langers Besitzergesten ärgerten Brink damals ebenso wie Birgits Unterordnung. Später wurde sie auf ihn aufmerksam, blickte hin und wieder herüber. Brink sah ihre großen, ein wenig schräg stehenden Augen, die schattig wurden durch die schweren, dunklen Wimpern. Einmal glaubte Brink, sie ein wenig lächeln zu sehen. Dann stand Langer auf, sagte einige Worte zu ihr und verließ den Saal. Zwei Soldaten wies Birgit ab. Sie gingen verlegen sich umschauend und ein wenig beleidigt weg. Der dritte, dem sie mit einem langsamen und gar nicht entschiedenen Kopfschütteln antwortete, tippte heftig einen Finger gegen seine Stirn und warf Birgit einen Pfennig hin. Sie lief rot an, stand auf. Aber der andere kehrte ihr schon den Rücken zu und sah sich nicht mehr um. Da erhob sich Brink. Sie wies ihn nicht ab. Anfangs tanzte sie steif und verkrampft. Je weiter sie sich vom Tisch entfernten, um so lockerer und lebhafter wurde sie. Sie wies auch seine Einladung zur Bar nicht ab, obwohl sie zuerst ängstlich zu

ihrem Tisch geschaut hatte. An der Bar fand Langer sie eine halbe Stunde später. Fand sie um eben diese halbe Stunde zu spät. Aber das wußte er damals noch nicht, ebenso wenig, wie Brink und Birgit damals ahnten, was diese halbe Stunde für sie bedeutete.
Langer hatte die Garderobe gleich mitgebracht, ergriff wieder Besitz von Birgit, indem er sie schweigend vom Barhocker hob und ihr den Mantel umhing.
„Auf Wiedersehen, Fräulein Birgit", sagte Brink.
„Ja."
Das letzte Wort hatte damals Langer. „Hat sich was, von wegen wiedersehen." Er griff Birgit in den Oberarm und zog sie aus der Bar.

Brink ärgerte sich. Über vieles. Daß er ausgerechnet jetzt hinter dem Gefreiten Langer sitzt. Jetzt, wo er zum ersten Male eine große selbständige Aufgabe vor sich hat, die wichtig ist für das gesamte Artillerieregiment. Er ärgert sich, daß es ihm nicht gelungen ist, den Gefreiten zu einer sachlichen ruhigen Aussprache zu bewegen. Vielleicht hätte er das doch Birgit überlassen sollen, die ihn darum gebeten hatte. Aber er hatte ihr erklärt, das sei Männersache. Langer, dessen direkter Vorgesetzter er nicht ist, war ihm zwar mehrere Male über den Weg gelaufen, aber einem Gespräch ausgewichen. Vielleicht hat er abgewartet? Auf den günstigsten Augenblick gewartet. Und der ist möglicherweise heute zufällig da. Jetzt, wo sie allein eine Schneise entlangjagen. Und Brink ist ihm ausgeliefert für die nächsten dreißig Kilometer bis zum Entfaltungsraum des Artillerieregimentes. Wenn Langer nun... Brink beginnt zu schwitzen und nervös auf dem Sitz hin und her zu rutschen. Er hat sich den kürzesten Weg bis zum Ziel auf der Karte eingetragen. Aber er braucht die Karte nicht. Wichtige Orientierungspunkte hat er sich schildern lassen und fest im Gedächtnis eingeprägt. Der nächste ist die Försterei. Kurz hinter ihr müssen sie nach links abbiegen. Brink versucht sich auf die ihm bevorstehende Aufgabe zu konzentrieren: Die Aufklärung des Entfaltungsraumes, die Bestimmung der Feuerstellungen für die Batterien und der Beobachtungspunkte. Weiterführung der Arbeit des plötzlich erkrankten Chefs der Aufklärungsbatterie, der bereits zum Lazarett unterwegs ist. Aber es gelingt Brink nicht, sich ganz auf seine Aufgabe zu besinnen. Der breite, unbewegliche Rücken des Gefreiten vor ihm ist wie ein Vorwurf, wie eine Drohung. Langer braucht nicht einmal etwas zu sagen. Allein seine Anwesenheit genügt, Brink aufzuregen, zu beunruhigen, für Momente ein schlechtes Gewissen zu haben, als wäre er dem Gefreiten Rechenschaft schuldig. Es war ihm auch vor ein paar Wochen am See nicht gelungen, endlich zu Langer und seinem unbegreiflichen Anspruch eine klare Position zu finden. Brink war damals mit Birgit verabredet gewesen. Vor ihr traf Langer an der Badestelle ein. Brink wollte ihm in aller Ruhe die Sinnlosigkeit seiner Versuche, Birgit zurückzugewinnen, klar machen. Er holte dazu das Foto aus der Brieftasche, das Birgit ihm vor kurzem gegeben hatte. Er hielt es Langer zwischen zwei Fingern hin, so, daß er die Widmung, die einer Liebeserklärung Birgits gleicht, und das Datum sehen konnte. Brink wußte von Birgit, daß auch Langer ein Bild von ihr besaß. Auf dem war sie fast ein Jahr jünger.
Brink sagte zu Langer, der mit engen Augen das Foto musterte: „Wollen wir nicht endlich..."
Weiter kam er nicht. Langer riß ihm das Foto aus der Hand, zerschnipselte es zu kleinen Fetzen und warf die in den Wind.
Sie nähern sich der Försterei. Rechts tauchen Gebäude auf. Kein Mensch ist zu sehen. Nur Hühner, die auf dem Weg herumscharren und vorm Motorrad gackernd zur Seite flattern. Die Försterei bleibt zurück. Die Schneisenkreuzung ist zu erkennen.
„Nach links!" ruft Brink dem Gefreiten zu. Doch der reagiert nicht. Er gibt Gas, erhöht die Geschwindigkeit und jagt das Krad geradeaus weiter.
„Nach links!" schreit Brink ihm ins Ohr, „nach links, verdammt noch mal!"
Brink schlägt dem Fahrer die Faust auf die linke Schulter. Aber Langer reagiert auch darauf nicht, als wäre er taub und gefühllos geworden. Brink weiß nicht, was er tun soll. Er klammert sich am Griff fest, buckelt sich aus. Plötzlich fühlt er jene Hilflosigkeit, die er ein paarmal geträumt hat. An der Offiziershochschule und vor allem dann, als er schon Leutnant war. Jedesmal träumte er Situationen, die mit Übungen zu tun hatten. Jedesmal ging es um Entscheidungen, die er zu treffen hatte. Ging es darum, aus vielen Möglichkeiten eine, die beste auszuwählen und nach ihr zu handeln. Und jedesmal wußte er im Traum nicht, was er tun, wie er sich entscheiden sollte, fühlte er sich hilflos bis zur geistigen und körperlichen Lähmung. Nicht, daß er falsch entschied. Er entschied gar nicht. Aus solchen Träumen erwachte er schweißnaß und mit Kopfschmerzen. Jetzt, da sich das Krad immer weiter von der Försterei und Brinks Ziel entfernt, fühlt er sich wie von einem dieser Träume überfallen. Glaubt er, für Augenblicke wirklich zu träumen, gleich aufzuwachen und dann die Erlösung zu spüren.
Er weiß nicht, was er tun soll. Abspringen? So oder auf andere Art den Gefreiten zum Halten und Umkehren zwingen? Sitzenbleiben? Abwarten? Sich Langer und seiner Rache ausliefern? Vielleicht war dann endlich und für immer alles zwischen ihnen erledigt? Einem wie Langer, der Fotos zerreißt, ein Mädchen verfolgt, das sich längst und endgültig von ihm abgewandt hat, dem ist eine solche Rache zuzutrauen. Dem ist zuzutrauen, daß ihm Befehl, Disziplin und Aufgabe gleichgültig sind, wenn er wenigstens einmal die billige Genugtuung einer späten Rache fühlt. Solch ein Besessener geht dafür auch ohne weiteres für ein paar Tage in die Arrestzelle.

Wenn Brink nicht in zwanzig Minuten am Zirkower Dreieck ist, wird er seine Aufgabe nicht erfüllen können. Das Regiment wird nicht zum rechten Zeitpunkt entfaltet und gefechtsbereit sein. Das Schießen mit den Geschützen wird verspätet beginnen oder ganz ausfallen, weil die Artilleristen den Platz nur für den heutigen Tag zur Verfügung haben. Es ist schon jetzt zu spät für Brink, und das alles wegen eines rachsüchtigen Gefreiten. Aber dem wird man die Sache nicht zuerst ankreiden. Zuerst und vielmehr dem Leutnant Brink, weil er keine Entscheidung gefunden hat. Weil er sich nicht durchgesetzt hat, weil er gezögert und sich die Handlung von einem Gefreiten hat aufzwingen lassen. Aber was soll er tun? Die Pistole ziehen und Langer in den Rücken stoßen und rufen: „Umkehren, sofort. Oder es knallt!" Wie irgendein Terrorist. Lächerlich.

Die Schneise biegt in einem weiten Bogen nach rechts ab. Kiefern drehen sich vorbei. Der Hochwald wird von Schonungen und Neupflanzungen abgelöst. Brink unternimmt nichts. Es ist für ihn und seine Aufgabe sowieso zu spät. Zu lange hat er gezögert. Abspringen hätte er sollen. Das Artillerieregiment, dessen Kommandeur ihn mit dieser wichtigen Aufgabe betraut hat, wird jetzt die Elbe überqueren oder schon auf dem diesseitigen Ufer unterwegs sein zum Zirkower Dreieck. Der oft geträumte Traum Brinks wird sich erfüllen, auf eine scheußliche Weise. Bestraft werden wird er. Das ist noch zu verkraften. Aber schwer werden ihn die Vorwürfe treffen, die Enttäuschung des Regimentskommandeurs und manches anderen Offiziers. Ihr Mißfallen über sein Versagen wird ihn lange begleiten. Langer aber wird außer seiner Rachfreude nicht viel davon haben. Birgit kann er trotzdem nicht zurückgewinnen. Damit schon gar nicht, daß er ihn irgendwohin in den Busch fährt und dort vielleicht absetzt. Brink wird es ihm heimzahlen, heute noch. Langer wird dort halten, wo sie allein sind, Brink absteigen, ganz ruhig auf Langer zutreten und dann mit aller Kraft einen linken Haken schlagen. Für Augenblicke wird Brink Genugtuung fühlen. Nichts weiter. Und die ist nicht besser als Langers billige Rache, egal, sie wird Brink helfen, über alles andere ein wenig leichter hinwegzukommen.

Wieder im Hochwald, erreichen sie eine Gabelung. Langer fährt den linken Weg, ohne die Geschwindigkeit zu verringern, ohne zu zögern. Er fährt erst langsam, als sie aus dem Wald herauskommen. Links von ihnen sind die steil abfallenden Hänge eines Baches zu erkennen, an dessen Ufer der Gefreite entlangfährt. Bis zu einer etwa einen Meter breiten Balkenlage, auf der sie den Bach überqueren. Auf der anderen Seite geht es erneut am Bach entlang einem Hochwald zu. Mischwald, vor dem frischgesägtes Meterholz aufgestapelt liegt. Je näher sie dem Hochwald kommen, um so kräftiger duftet es nach Kien. Rechts von ihnen breitet sich eine kilometerweite durchfurchte Fläche aus. Brink weiß längst nicht mehr, wo auf dem Übungsplatz er sich befindet. Zum ersten und letzten Mal war er vor zwei Jahren hier gewesen, als Offiziersschüler im Praktikum. Aber da hatte er keine Verantwortung gehabt und sich nur wenige markante Punkte des Geländes eingeprägt. Unter anderem das Zirkower Dreieck, das von drei sich schneidenden Straßen gebildet wird. Aber wo das liegt, weiß er jetzt nicht. Nun ist er dem Fahrer ganz ausgeliefert.

Sie erreichen den Hochwald. Langer fährt bis in unmittelbare Nähe eines Hochstandes. Dort hält er an und steigt ab, läßt aber die Maschine nicht los. Sie läuft im Stand weiter. Der Gefreite wendet sich Brink zu. Mit einer plötzlichen Bewegung bockt Brink das Motorrad auf. Dann geht er um das Krad auf Langer zu, läßt ihn nicht aus den Augen. Im Gesicht des Gefreiten ist keine Regung abzulesen, keine innere und keine äußere. Brink bleibt stehen, nimmt Augenmaß. Etwa einen Meter vor Langer steht er. Eine gute Distanz für einen Haken. Alles in ihm spannt sich, um zuzuschlagen. Da erkennt Brink über die Schultern des Gefreiten hinweg getarnte Fahrzeuge im Wald, einen Funkkübel, zwei SPW. Jetzt auch Soldaten. Brink hebt den Arm und schiebt den Gefreiten zur Seite. Von den Fahrzeugen her läuft ihm jemand entgegen. Ein Feldwebel. Hendrich ist es, der Gruppenführer der Vermesser. Das heißt; Brink ist bei den Aufklärern angelangt, deren weitere Arbeit er leiten soll. Aber hier ist nicht das Zirkower Dreieck: Das kennt Brink genau. Er wendet sich um. Langer sitzt auf dem Krad. Eben hebt er die Brille vor die Augen und ruft: „Viel Erfolg."

Das erste und einzige Wort, das er während der ganzen Fahrt gesprochen hat. Brink erwidert nichts. Er kann nichts erwidern, denn Langer gibt Gas, läßt die Maschine wieder springen und jagt am Waldrand entlang zurück.

Hendrich ist heran. Er verharrt, steht stramm, hebt die Hand ans Käppi, um Meldung zu machen. Brink winkt ab, fragt: „Was soll das! Wo sind wir?"

„Verlegt, Genosse Leutnant", antwortet Hendrich. „Vom Zirkower Dreieck hierher verlegt."

Noch einmal blickt Brink sich nach Langer um. Der Gefreite hat den Bach schon wieder überquert. Brink fühlt Erleichterung wie nach dem Erwachen aus einem schlimmen Traum.

Warum hat Langer ihm nichts vom veränderten Fahrtziel gesagt? Vielleicht hat er angenommen, er kenne es? Oder hat er absichtlich geschwiegen? Obwohl Brink ihm auf die Schulter geschlagen und dreimal befohlen hatte, nach links zu fahren. War das Langers Rache gewesen?

Vielleicht, oder! Schon wieder Möglichkeiten. Über die kann Brink jetzt nicht nachdenken. Er ist am Ziel, klopft Hendrich auf die Schulter, rennt dann los, auf die Fahrzeuge zu und ruft: „An die Arbeit!"

Prager Bummel

MIT ANMERKUNGEN

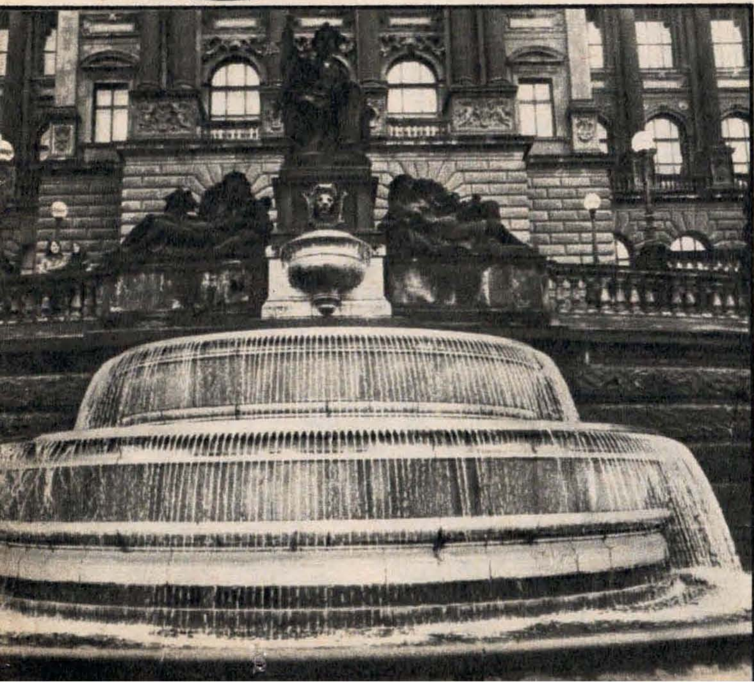
Durch die Moldaustadt
wanderten
Lenka Charbatova,
Soldat Bohumil Hofmann,
Regina Wehle,
die alles aufschrieb,
und Manfred Uhlenhut,
der einiges
im Bild festhielt







Nicht nur für die Verliebten ist es herrlich, im Café „Slavia" ein Weilchen zu verplaudern und dann weiterzuschlendern, vorbei an solchen Augenweiden wie dem Kennzeichen am ältesten Prager Café hin zum Brunnen auf dem „Wenzel".

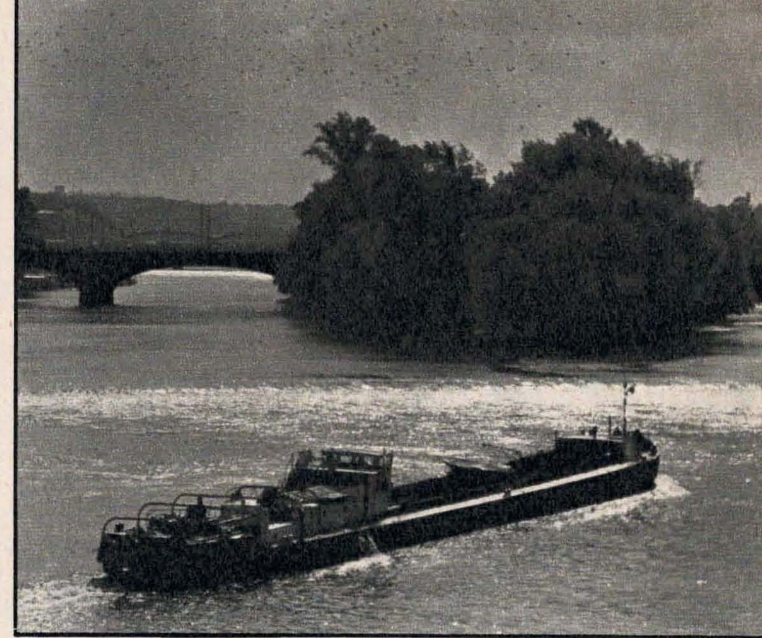


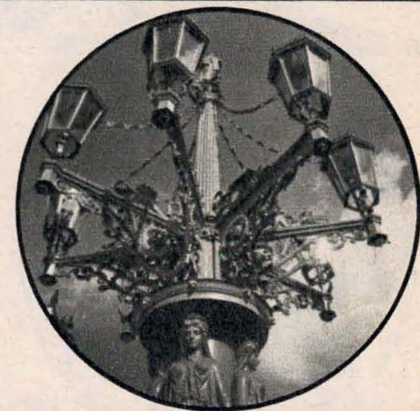
Darf ich vorstellen? Das ist Lenka, was soviel heißt wie die Leuchtende oder die Lichtvolle. Wenn man genau hinschaut, sieht man ihre Augen tatsächlich leuchten. Na, lassen wir das. Schwülstigkeiten liebt sie nicht. Bleiben wir also bei dem schönen Namen Lenka. Und der dort, jener junge schmucke Soldat, das ist Bohumil. Eigentlich ist er aus Ostböhmen, aber derzeit versieht er hier in Prag seinen Dienst bei der Ehrenkompanie der Stadtkommandantur, die zum Empfang von Präsidenten und Staatsoberhäuptern antritt. „Wir warten schon. Wenn wir noch mehr Zeit vertrödeln, schaffen wir unser Programm nie!" Na, das ist ja eine nette Begrüßung. Aber schließlich habe ich ja darum gebeten, mir Prag zu zeigen und vor allem zu erklären. Na, dann los. „Das ist der berühmte Wenzelsplatz", fängt Bohumil auch gleich an. „Weiß ich doch längst", falle ich ihm ins Wort, „der, oder besser gesagt, die Straße ist mindestens genauso beliebt und bevölkert wie bei uns der Alex. Also: größter Prager Boulevard, 750 Meter lang und 60 Meter breit, Hauptverkehrsader der Stadt, Bereich des lebhaftesten Geschäfts- und Gesellschaftslebens und Ort der bedeutendsten öffentlichen Kundgebungen." Die beiden schauen mich verdutzt an. „Naja, so eine Fahrt von Berlin nach Prag, die dauert ihre Zeit. . .", stammel' ich fast entschuldigend, aber stolz auf mein Gedächtnis. Schweigend gehen wir die Nationalstraße entlang, Richtung Moldau oder, in Landessprache: Vltava. Lenka und Bohumil müssen sich erst einmal von dem kleinen Schock erholen. Da kommt das Caféhaus Slavia am Nationaltheater gerade recht. „Daß das Café ein traditioneller Schriftstellertreff ist, auch Egon Erwin Kisch kam öfter

hierher, weißt du ja sicher auch schon", versucht Bohumil es noch einmal. Aber so gründlich war mein Reiseführerstudium nun auch wieder nicht. Die beiden schöpfen Mut und ziehen mich eilig vor das Nationaltheater. Von hier aus eröffnet sich uns ein herrlicher Blick auf das Panorama des Hradschins und der Kleinseite. Auf der Karlsbrücke sind die beiden dann wieder in ihrem Element. „1357 von Karl dem Vierten an Stelle der romanischen Judithbrücke gebaut", sagt Lenka schnell, bevor ich noch zu Worte komme. Für das Alter sieht sie aber noch ganz gut aus. „Die dreißig Standbilder und Figurengruppen zu beiden Seiten der Brücke zeigen Heilige", belehrt mich Bohumil. Ich dachte es mir fast. „Sie wurden erst später geschaffen und repräsentieren den Höhepunkt der böhmischen Barock-Bildhauerei." Die Erläuterung der einzelnen heiligen Standhaften ersparen sie mir zum Glück.

Vor einem Schmuckgeschäft auf der sogenannten Kleinseite habe ich erst einmal Pause. Lenkas Lieblingsthema ist dran: Eheringe. Aber auch dieses Geschäft hat nicht die richtigen. „Ganz schmal müssen sie sein, mit einem dezenten Muster." Bohumil scheint schon einiges mitgemacht zu haben, jedenfalls schwört er, er kaufe die nächsten besten, die er sehe, damit endlich Ruhe sei und man wieder über „vernünftige" Dinge reden könne. Lenka sagt erstmal nichts.

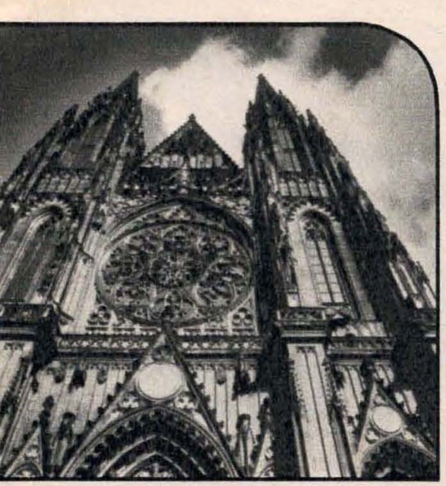
Endlich sind wir auf der Prager Burg. Aber unsere Kondition hat schon ganz schön abgenommen. So streifen wir nur flüchtig den Hradschiner Platz, hören die Erklärung eines Reisegruppenführers im Vorbeigehen, daß die Burg im Laufe des 9. Jahrhunderts als Symbol der Macht und als

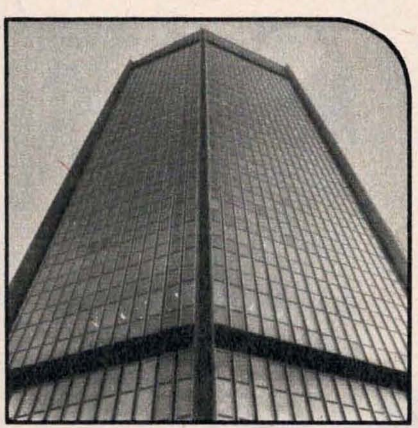


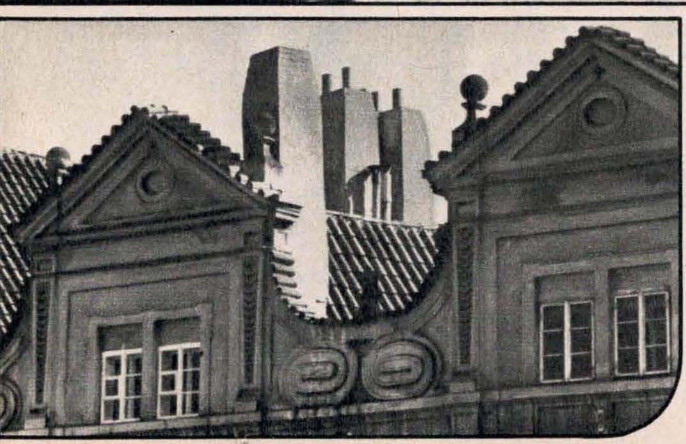


Die majestätische Moldau, von Smetana besungen und nicht nur von den Pragern geliebt. Viele Brücken überspannen den Strom. Die berühmteste ist gewiß die Karlsbrücke, die man am schönsten Hand in Hand überquert.



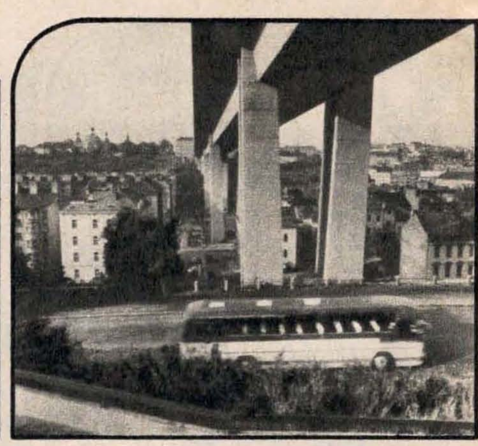






Juweliergeschäfte mit vielen Eheringmustern sind für unsere Beiden weit anziehender als altehrwürdige architektonische Kostbarkeiten wie die St.-Veits-Kathedrale oder supermoderne Bauwerke wie das Außenhandelszentrum.





Ob Burgwache auf dem Hradschin oder Wachablösung vor dem Nationaldenkmal – die Handschuhe der Prager Soldaten sind stets schneeweiß wie das Hochzeitskleid dieser glücklichen Braut, die begreiflicherweise keinen Blick für die Schönheit der Aposteluhr am Altstädter Ring hat.







Schutz für die Kaufleute entstanden sei, und nehmen uns vor, die Berühmtheit an einem anderen Tag – ob der reicht? – gesondert zu begutachten. Als wir an der Burgwache vorbeikommen, kann Lenka es nicht lassen: „An der zackigen Haltung könntest du dir ruhig ein Beispiel nehmen!"
Bohumil ist empört: Seine Soldatenehre ist angegriffen. „Na, höre mal, schließlich stehe ich kurz vor der Beförderung zum Gefreiten", verteidigt er sich. Es dauert bis zum Goldenen Gäßchen, ehe er sich beruhigt.
„In diesen kleinen, ebenerdigen Häuschen wohnten seit dem 16. Jahrhundert die Burgschützen und Goldschmelzer", klärt Bohumil mich auf. Das ist das Stichwort für Lenka: „Die hätten mir bestimmt die Ringe nach meinen Wünschen gefertigt." Der Soldat erinnert sich, was ihm über Taktik gelehrt wurde, und bleibt ruhig.
Wir fahren – unsere Füße! – zum Altstädter Ring.
Aber Bohumil hat wenig Glück. Ich schon. Vor dem Rathausturm mit seiner berühmten astronomischen Aposteluhr können wir nämlich ein Hochzeitspaar bewundern. „Kommen wir denn heute überhaupt nicht von dem Thema los", stöhnt er. Aber seine Lenka hat längst mit einer kleinen Fachsimpelei über die Hochzeit im allgemeinen und Hochzeitskleider im einzelnen begonnen. So muß sich der tapfere Soldat wohl oder übel fügen. „Ein Glück", meint er, „daß wenigstens der Termin schon feststeht."
An dieser Stelle überlasse ich die beiden ihrer Vorfreude, aber nicht, ohne mich vorher mit Gebühr für die vielen interessanten Informationen und den schönen Tag bedankt zu haben. Mit letzter Kraft nehme ich meine Gedanken zusammen und wende mich dem leidigen Mitbringselproblem für die lieben Daheimgebliebenen zu...

Uwe Beckmann, Härtetest, Farblithografie

120 Mehrfarb-Originalgrafiken (60 × 42 cm) können bei der Redaktion per Nachnahme gekauft werden. Einzelverkaufspreis: 25 Mark.

Eine nicht alltägliche Szene: Um das Ergebnis des Kollektivs nicht zu gefährden, muß dem erschöpften Genossen geholfen werden – und das, obwohl auch die eigene Leistungsgrenze erreicht zu sein scheint. Alltäglich jedoch die Selbstverständlichkeit dieser Haltung der jungen Soldaten, ihre enge kameradschaftliche Verbundenheit. Beckmann kann hier auch auf Erfahrungen der eigenen Dienstzeit zurückgreifen, und er will in seinem Blatt vor allem dieses Wesentliche soldatischer Haltung deutlich machen. Er zeigt die eng zusammengeschlossene Dreiergruppe aus nächster Nähe, läßt sie allein den Vordergrund ausfüllen und gibt ihr außerdem mit der kleinen Bodenwelle eine Art gemeinsamen „Sockel". Beckmann erzeugt mit Farben und Formen unmittelbare Assoziationen und möchte, daß der Betrachter auch gefühlsmäßig hinter den tieferen Gehalt des Vorgangs kommt. Er schafft eine ganz besondere Stimmung von Anstrengung, von Widerstand des Raumes und der Zeit, aber auch von Siegeszuversicht.
Details der Felddienstanzüge, Waffen und Ausrüstung deutet er nur an, nutzt dafür aber feine farbliche Nuancen zur gegenständlichen Kennzeichnung. Die bläuliche Farbe des mittleren Kampfanzuges z. B. ist nötig für die klare Trennung der gehäuften gleichartigen Körperformen, und das „Ein-Strich-Kein-Strich"-Muster wird bei den beiden anderen zu einem im ganzen stimmigen Farbton verschmolzen. Unser Blatt entstand durch das Übereinanderdrucken dreier Litho-Steine, so daß sich auch Mischfarben bildeten.
Die Farbgestaltung hängt direkt mit der ausgesprochenen flächigen Darstellung zusammen. Das heißt zunächst, daß die Umrißformen der Soldaten bewußt mit den sie umgebenden Formen des Hintergrundes abgestimmt werden. Unser Auge nimmt gleichartige Flächen und fast keine Konturen wahr. Die flächige Gestaltung hat aber auch inhaltliche Konsequenzen. Eine wirklich räumliche Beziehung stellt sich einzig innerhalb der Soldatengruppe her, vor allem im Bereich der Füße, und dient somit der Darstellung von Bewegung. Da sie von rechts nach links verläuft, wird sie, entsprechend unseren Sehgewohnheiten, als die schnellere Richtung empfunden. Der weitere Raum ist nicht in gewohnter Weise in die Tiefe gestaffelt. Stattdessen schließen gleichermaßen kräftige Naturformen die Menschen förmlich ein, obwohl über den Köpfen ein Landschaftsausblick eröffnet werden soll. Hier wird die ergänzende Phantasie eines jeden Betrachters andere Deutungen bringen – für mich stellt diese Umgebung ein Hemmnis dar, etwas dem Bestreben der Soldaten Entgegengesetztes. Andererseits gehen unsere Drei optisch in der Natur auf, werden durch sie gedeckt, sind getarnt.
So hat Beckmann also eine Reihe gegensätzlicher Momente wie Erschöpfung und Leistungswillen, Hemmung und Bewegung verbunden und damit eine künstlerische Verdichtung des Themas angestrebt. Er erreicht dies mit einfachen Mitteln: stark reduzierte Formen, aber differenzierte Farben sowie vor allem mit dem spannungsvollen Verhältnis von Fläche und Raum. Die Gesichter und Körper der Soldaten „sprechen" nicht so direkt, wie wir es von detailgetreueren Kunstwerken her kennen. Dennoch empfinden wir das Gleichmaß der Bewegung und die nach außen geschlossene, im Inneren eng verklammerte Gruppe als Ausdruck entschlossenen und kollektiven Handelns. Zugleich will unsere Grafik – 120 Abzüge (60 × 42 cm) können bei der Redaktion zum Einzelpreis von 25 Mark per Nachnahme gekauft werden – einfach als schöner Gegenstand genommen werden.
Thomas Häntzsche



Haus der Erinnerungen

Der Reiz des Neuen liegt oft im Ungewöhnlichen. So wird Bekanntes, wird Vergangenes wieder zum Erlebnis. Seine Wirksamkeit ist nachhaltig. Davon mögen die Gestalter jenes modernen dreigeschossigen Gebäudes mit seinem gläsernen Pavillon ausgegangen sein, das inmitten der KDVR-Metropole Pjöngjang einen schicksalsschweren Abschnitt der Geschichte Koreas birgt – den Vaterländischen Befreiungskrieg 1950–1953. Museen, wie dieses im Fernen Osten, sind nicht selten keine bloße Aneinanderreihung historischer Details. Sie leben und erregen. Faszinierend ist das plastisch wie gleichermaßen akustisch und greifbar nahe gestaltete Kampf-Panorama, das sich kreisförmig um den Zuschauer bewegt. Wie auf einer Insel stehend, sieht man eine nahezu realistische Szenerie: Über schwelende Ruinen, bombengepflügte Straßen und zerfetzte Leitungsmasten, entlang der strategisch bedeutenden Eisenbahnlinie schweift der Blick. Fernab hört man das Grollen der Artillerie. Indessen wird die Aufmerksamkeit auf hektisches Maschinengewehrfeuer, Einzelschüsse und harte Detonationen von Handgranaten, rings um das zerschossene Bahnwärterhaus mit seinen angrenzenden Unterständen, gelenkt. Der massierte, von allen Seiten und aus der Luft vorgetragene koordinierte Angriff von Einheiten der koreanischen Volksarmee auf diesen Hauptstützpunkt der 24. US-Division von Tädschong hat sein entscheidendes Stadium erreicht. Halbgeduckt, mit erhobenen Armen, verläßt der Oberkommandierende, US-General Dean, seinen letzten Befehlsstand. Es ist der 20. Juli 1950.

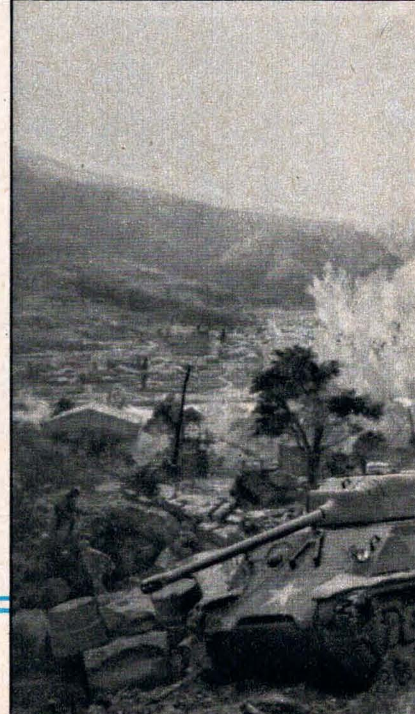
Die erste Etappe des Vaterländischen Befreiungskrieges der jungen Koreanischen Demokratischen Volksrepublik strebt ihrem Höhepunkt zu. Nur reichlich fünf Wochen sind seit Beginn des Überfalls US-amerikanischer Interventionsverbände und ihrer südkoreanischen Vasallen vergangen. Bei Tädschong, tief im Süden Koreas, muß General Dean die Überlegenheit einer sozialistischen Armee zur Kenntnis nehmen.

Der Museumsbesucher wird weitergeführt. Unterirdische und gutgetarnte Stollen in zerklüftetem Bergmassiv, Kommando- und Vorpostenstellungen erwarten ihn. Man schaut durch Scherenfernrohre auf die gegnerischen Linien oder beobachtet – von tiefer Nacht umhüllt – die Anfahrt schwerer Munitionstransporter auf hochgelegenen verschneiten Paß-Straßen.

Das ungewöhnliche Haus im heutigen friedlichen Pjöngjang hat immer neue Überraschungen parat. Wieder greift die Koreanische Volksarmee an. Es ist der Sturm auf die heißumkämpfte Höhe 1211. Abwehrfeuer der Küstenbatterien zwingt US-amerikanische Flotteneinheiten zum Abdrehen. Das Eingreifen wendiger Schnellboote aus geschützten Basen, die Abstürze tieffliegender Jagdbomber über dem vom Sturm gepeitschten Japanischen Meer lassen die Gegenwart vergessen.

Die Wiedergabe solcher Kampfszenen, dreidimensional und mittels verblüffender technischer Tricks, untermalt von Kommentaren zum Verlauf des Korea-Krieges, bestechen durch ihre Detailtreue. Sie sind zugleich Anschauungsunterricht für die mehr als tausend jungen Soldaten, die nahezu täglich das weite Eingangsportal des Museums passieren. Und die Besucher nehmen sich Zeit, kommen mehrmals in der Woche. Alles in dieser 1972 fertiggestellten Erinnerungsstätte in Augenschein zu nehmen – die historischen Wurzeln der koreanischen Volksarmee seit Anfang der dreißiger Jahre, die vielen Waffenarten und die Feindbeute bis zu abgeschossenen amerikanischen Bombern, der Kampf des Volkes im Hinterland, die Greueltaten der imperialistischen Eindring-











linge, die Hilfe und Solidarität der Sowjetunion und aller fortschrittlichen Kräfte der Welt – verlangt Aufmerksamkeit und Geduld an gut acht Tagen. Denn die Zeugnisse revolutionären Geistes des koreanischen Volkes und seiner Armee füllen auf 52000 Quadratmetern Fläche ganze 80 ausgedehnte Räume und Hallen!

Oberst Pak Tschun Gil, hochdekorierter Kämpfer des Vaterländischen Befreiungskrieges, erinnerte sich der schweren Kriegsmonate im Norden wie im Süden. Er, der heute leitend im Pjöngjanger Armeemuseum arbeitet, ruft wach, was Dokumente in den Ausstellungshallen zum Teil nur andeuten können: Aus den Nordprovinzen Koreas, den Aggressor vom ersten Tag seines hinterhältigen Überfalls am 25. Juni 1950 zurückschlagend, dringt die aus Partisanenverbänden vergangener Jahre formierte koreanische Volksarmee – einem Sturmlauf gleich – über die südliche „Hauptstadt" Söul hinaus vor und befreit in nur eineinhalb Monaten neun Zehntel des ganzen Landes zwischen Gelbem und Japanischem Meer. Und dabei hatte noch am 8. Juni US-Außenminister John Foster Dulles vor dem südkoreanischen Scheinparlament den Plan der Aggressoren siegeszuversichtlich und im Stile imperialistischer Überheblichkeit als „Befriedung" der Korea-Frage verkündet. Drei Jahre später, nach wechselvollen, harten Kämpfen und trotz Eingreifens von Truppenkontingenten aus 16 Satellitenstaaten unter Mißbrauch der UNO-Flagge, war US-General Clark für die USA gezwungen, die Waffenstillstandsurkunde von Panmundschon zu signieren. Die westliche Welt nahm schockiert seine kommentierenden Worte zur Kenntnis: „Ich bin der erste Kommandeur der US-Army in der Geschichte der Vereinigten Staaten, der einen Waffenstillstand ohne Sieg unterzeichnet."

Die Moral, den Geist einer jungen sozialistischen Armee, hatten Dean, Clark oder Dulles, hatten die Globalstrategen in Washington insgesamt – wie zwei Jahrzehnte später in Vietnam – zu kalkulieren vergessen.

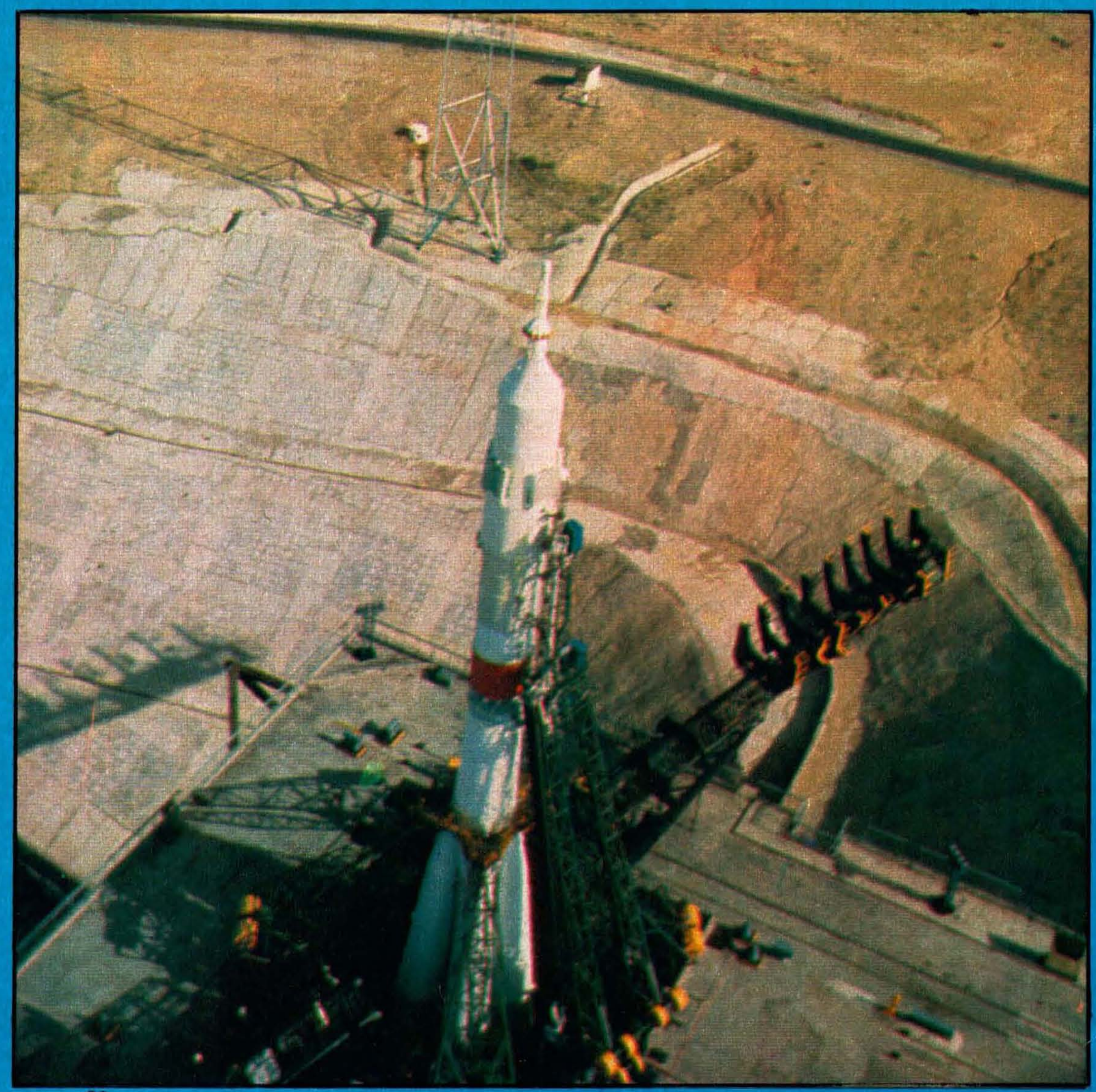
Günter Stechow

Fotos: Zentralbild (1), Archiv

Ein Standard-
system – viele
Abarten

Aufgabe
und Flugziel
bestimmen
die Variante

Bau
in großen
Stückzahlen

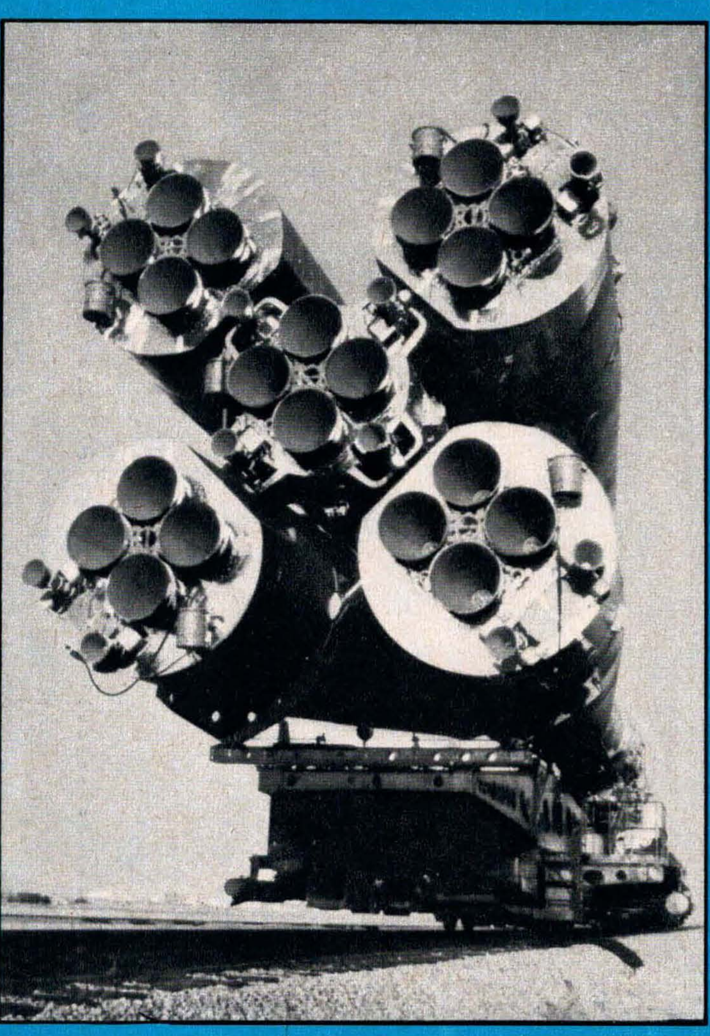




Raketen aus dem Baukasten

Koroljow-raketen seit über 21 Jahren im Einsatz





Wer erinnert sich nicht? Es war der 4. Oktober 1957, als die historische Meldung vom Start des ersten künstlichen Erdsatelliten um die Welt ging. Weitere Sputniks folgten, dann die ersten Mondsonden der Luna-Serie. Planetensonden wurden zum Mars gestartet, zur Venus. Nachrichten- und meteorologische Satelliten gelangten auf ihre Bahnen um die Erde. Die Wostok- und Woßchod-Raumschiffe erhoben sich von der Rampe und schließlich die Raumfahrzeuge des Sojus-Typs. Sie alle wurden mit der gleichen Trägerrakete gestartet – besser gesagt, mit entsprechenden Modifikationen ein und desselben Typs, jenes vor nunmehr fast 21 Jahren erstmals eingesetzten Trägermittels. Viele hundertmal donnerte sein glühender Abgasstrahl bisher in Baikonur, auf dem ersten Kosmodrom der Welt.

Es spricht für die geniale Weitsichtigkeit der Konzeption dieses Raketensystems, daß es heute, mehr als zwanzig Jahre nach seinem ersten Einsatz, immer noch zu den leistungsfähigsten, vielseitigsten und zuverlässigsten Trägern zählt. Der Grund dafür ist in der Konzeption selbst zu finden, für die der berühmte, 1966 verstorbene Konstrukteur Sergej Koroljow verantwortlich zeichnete. Er faßte mehrere Antriebseinheiten zu einer hochleistungsfähigen Grundstufe zusammen. Um ein Mittelteil waren vier Schubeinheiten vom gleichen Grundaufbau gruppiert. Auf dieses „Bündel" oder „Paket" wurden je nach Aufgabenstellung weitere Stufen aufgesetzt. Der Mittelblock als zentraler Körper des Systems ist 28 m lang und hat einen Basisdurchmesser von 2,2 m, der sich in Höhe der oberen Befestigung der Erststufenblocks auf 2,95 m erweitert; nach oben verjüngt er

Raketen aus dem Baukasten

sich auf 2,58 m. Als Antrieb dient ein Flüssigkeitstriebwerk RD-108. Dieses Triebwerk wurde in den Jahren 1954 bis 1957 im Gasdynamischen Laboratorium Leningrad (GDL) entwickelt. Es besitzt vier Brennkammern und vier Steuertriebwerke. Sein Vakuumschub beträgt 940 Kilonewton (kN). Die Treibstoffförderung erfolgt durch ein Turbopumpenaggregat. Dieses besitzt zwei Hauptpumpen für den Oxydator (Flüssigsauerstoff) und den Brennstoff (Kerosin) sowie zwei Hilfspumpen. Zur Lenkung dienen vier Steuertriebwerke.

Die vier um den Mittelblock gruppierten Antriebseinheiten haben eine Länge von je 19 m und einen Basisdurchmesser von 3 m. Ihr oberer konischer Teil enthält den Treibstoff (Kerosin und Flüssigsauerstoff); im unteren, zylindrischen Teil sind die Triebwerke untergebracht. Die oben durch besondere Halterungen und unten durch Spannbänder am Mittelblock befestigten Außenblocks wurden so angeordnet, daß die Ausströmdüsen gegenüber der Längsachse des Zentralkörpers leicht abgewinkelt sind; dadurch wird erreicht, daß der Schubvektor annähernd durch den Massenschwerpunkt des Gesamtsystems verläuft. Als Antrieb jeder Schubeinheit dient ein Flüssigkeitstriebwerk RD-107, das in seinem prinzipiellen Aufbau dem im Mittelblock verwendeten RD-108 gleicht, jedoch nur zwei schwenkbare Steuertriebwerke besitzt.

Damit war ein zwei-, drei- oder vierstufiges System geschaffen, das dem jeweiligen Verwendungszweck optimal angepaßt werden konnte. So wurde z. B. für den Start der ersten drei Sputniks lediglich die Grundstufe eingesetzt, während zum Start der ersten Mondsonden mit Hilfe eines gitterförmigen Adapters eine zusätzliche Drittstufe angeschlossen wurde – die gleiche übrigens, die die Wostok-Raumfahrzeuge auf ihre Bahn brachte. Eine stärkere Oberstufe war für den Start der massereicheren Woßchod und Sojus notwendig. Da die Sojus-Raumschiffe auch einen größeren Durchmesser besitzen als die Wostok, machte die Anpassung an die standardisierte Oberstufe einen speziellen konischen Adapter notwendig. Gleichzeitig wurde ein Rettungssystem eingeführt, das an der Spitze der Rakete angeordnet ist.

Die erste Erprobung der Trägerrakete und des Raumschiffes erfolgte innerhalb des Komplexprogramms „Kosmos" am 7. Februar 1967. Dabei wurde Kosmos 140 als unbemannter Prototyp der Sojus-Raumschiffe auf eine Erdumlaufbahn gebracht und wieder zur Erde zurückgeführt. Der erste Einsatzstart mit einem bemannten Sojus-Raumschiff fand am 23. April des gleichen Jahres statt. Seither sind innerhalb des Sojus-Programms insgesamt 29 Raumschiffe gestartet worden.

Um die ersten Mars- und Venussonden sowie die Molnija-Nachrichtensatelliten auf ihre endgültige Bahn zu beschleunigen, verwendete man noch eine vierte Stufe.

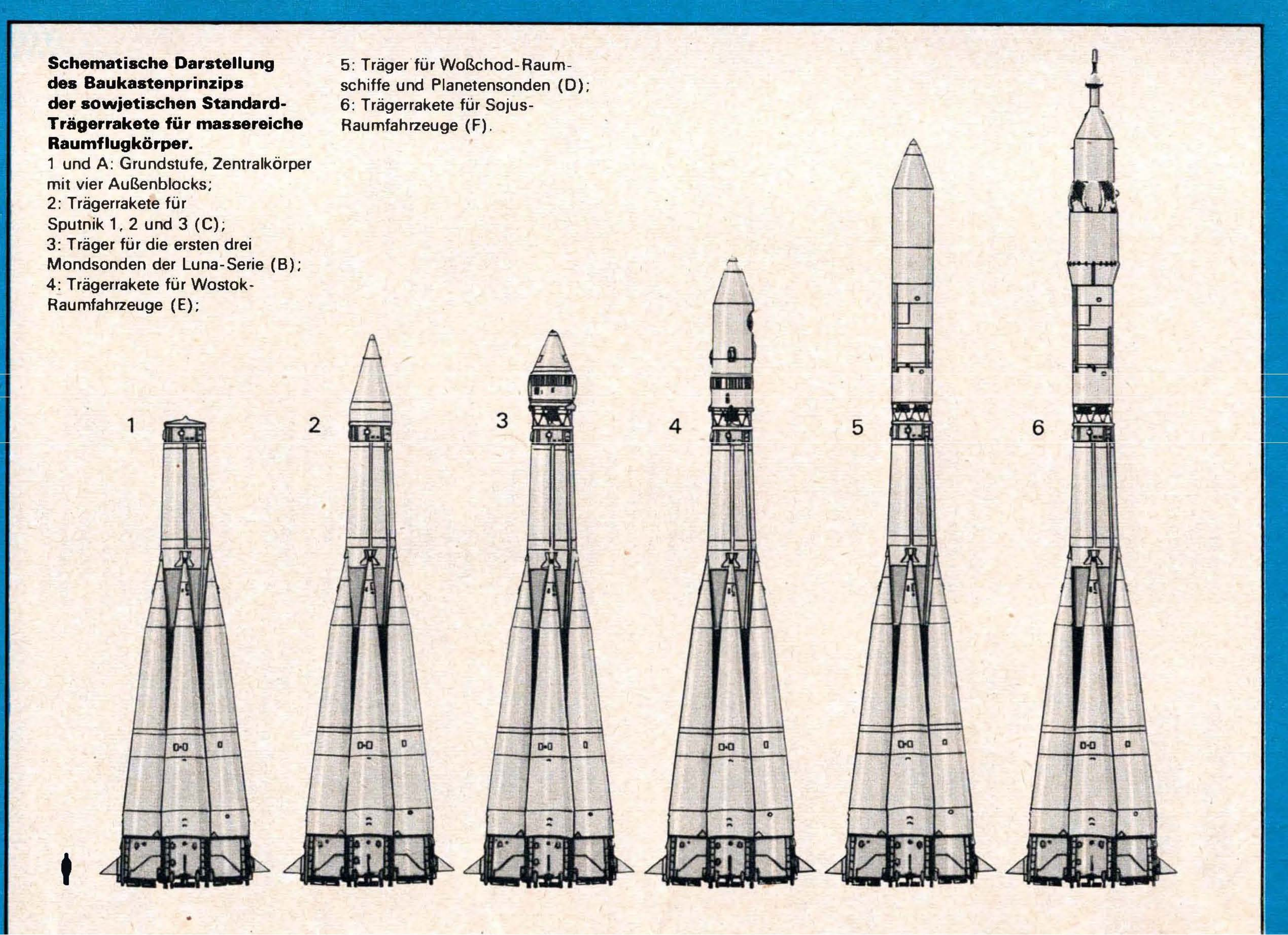
Die Nutzmassekapazität der Standard-Trägerrakete beträgt zweistufig etwa 1,4 t für Erdumlaufbahnen; in der dreistufigen Ausführung liegt sie je nach der verwendeten Drittstufe bei 4,5 bis 7 t für Erdumlaufbahnen und in vierstufiger Konfiguration bei einer bis 1,5 t für interplanetare Missionen.

Mit der Standardisierung nach dem Baukastensystem erschöpfen sich jedoch noch nicht die Variationsmöglichkeiten. Beim normalen Startvorgang, wie er u. a. von den Filmaufzeichnungen der Sojus-Raumschiffstarts (siehe Foto) bekannt ist, werden die Triebwerke des Mittelblocks und der vier äußeren Schubeinheiten gleichzeitig gezündet. Die Außenblocks mit der kürzeren Brenndauer (etwa 2 Minuten) werden nach dem Ausbrennen abgetrennt, das Triebwerk des Mittelteils arbeitet noch rund drei Minuten weiter. Man kann diese Startsequenz so variieren, daß die Brenndauer verändert oder aber beim Start nur die Außenblocks zünden und erst nach deren Brennschluß das mittlere Triebwerk. Daraus ergeben sich zahlreiche unterschiedliche Flugprofile, die den vielfältigsten Aufgabenstellungen und Flugmissionen gerecht werden.

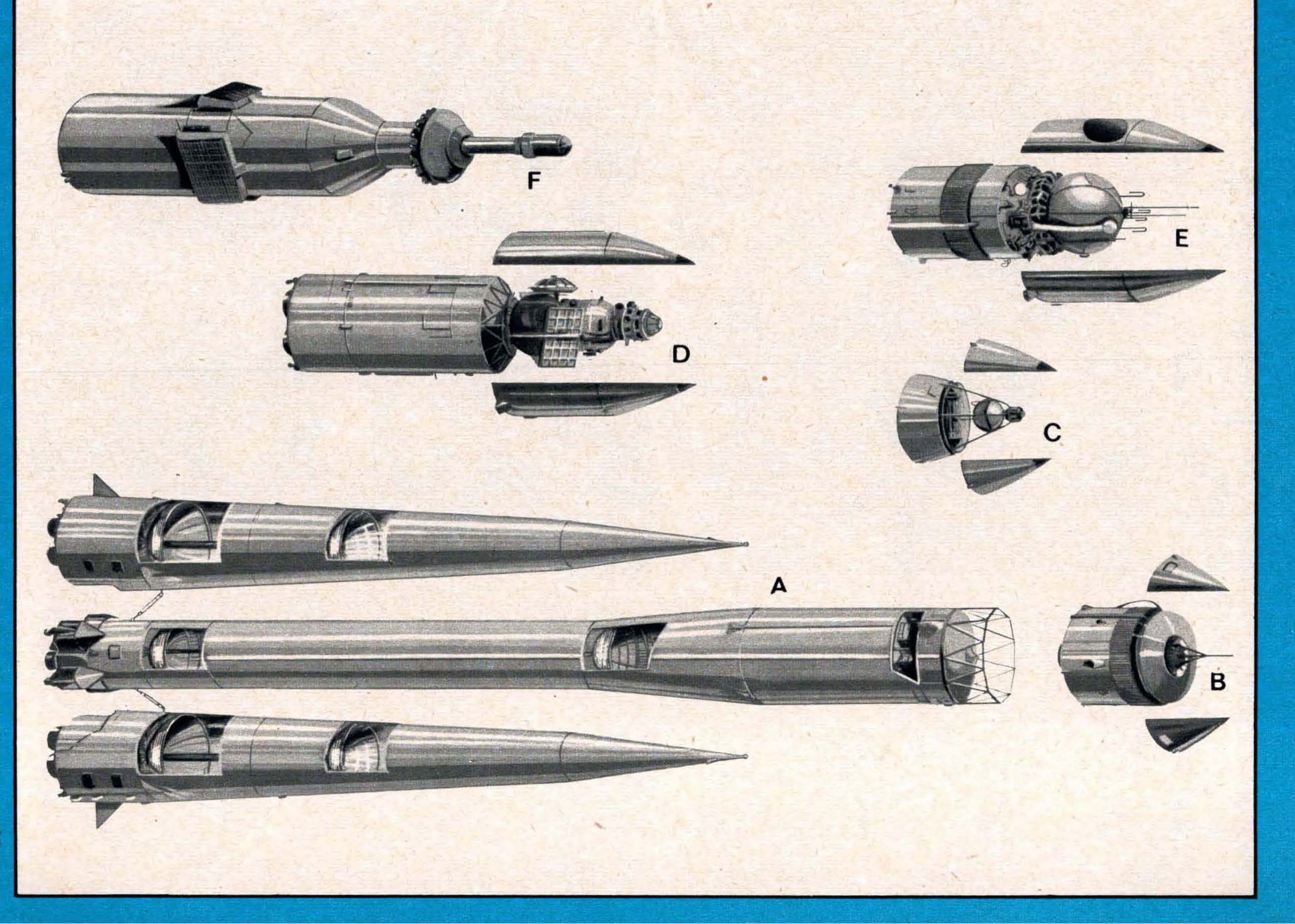
Das alles – das einmal ausgewählte variable Grundschema, die weitestgehende Standardisierung der Bauteile und der Bau in großen Stückzahlen – beeinflussen natürlich die Herstellungskosten positiv; in Anbetracht der notwendigen hohen Aufwendungen ein wichtiger Faktor. Außerdem erlaubt dieses Konzept eine einheitliche Erprobung und Startvorbereitung. Der Start kann von gleichfalls standardisierten Anlagen erfolgen; sein Ablauf ist in den wesentlichen Punkten einheitlich – was die Störfaktoren stark vermindert.

Schließlich ermöglicht die bereits erwähnte Kombinationsmöglichkeit der Grundstufe mit verschiedenen Oberstufen und die Variation des Startablaufs eine nahezu universelle Einsetzbarkeit dieser Raketensysteme „aus dem Baukasten". Seine mehr als zwanzigjährige Einsatzpraxis (und auch die anderer, nach ähnlichen Prinzipien konzipierter Typen) hat diese Vorzüge hundertfach deutlich gemacht.

Peter Stache



Schematische Darstellung des Baukastenprinzips der sowjetischen Standard-Trägerrakete für massereiche Raumflugkörper.
1 und A: Grundstufe, Zentralkörper mit vier Außenblocks;
2: Trägerrakete für Sputnik 1, 2 und 3 (C);
3: Träger für die ersten drei Mondsonden der Luna-Serie (B);
4: Trägerrakete für Wostok-Raumfahrzeuge (E);
5: Träger für Woßchod-Raumschiffe und Planetensonden (D);
6: Trägerrakete für Sojus-Raumfahrzeuge (F).


F
E
D
C
A
B

Seemannsherzen

Tradition und Gegenwart der sowjetischen Marineinfanterie





Als der russische Admiral Uschakow während des Mittelmeerfeldzuges (1798–1800) den Plan faßte, die Insel Korfu zu erobern, stieß er auf Skepsis und offene Ablehnung. Zwar hatte sich Uschakow als Flottenführer im russisch-türkischen Krieg (1787–1791) als Sieger über die türkische Seemacht einen klangvollen Namen gemacht, aber eine derartige Inselfestung von der See aus einzunehmen, erschien aussichtslos. Der Admiral aber gönnte seinen Truppen keine Ruhe, bis sie fähig waren, rasch am Ufer Fuß zu fassen, gewandt die Felsen zu erstürmen und den Feind aus seinen Stellungen zu werfen. Korfu wurde genommen!

Sicherlich kann man die Sieger von Korfu als die Vorläufer der heutigen sowjetischen Marineinfanterie bezeichnen. Genauso wie die Matrosen einer Garde-Marine-Abteilung, die 1813 bei Kulm an der Schlacht gegen Napoleon teilnahm und mit einem Banner ausgezeichnet wurde.

Die Bezeichnung „Marineinfanterie" ist in der russischen und sowjetischen Marinegeschichte stets großzügig angewandt worden – ganz allgemein für an Land kämpfende Marine-Einheiten. Das galt für die Verteidiger von Sewastopol im Krimkrieg 1853 bis 1856 genauso wie für die 10000 Matrosen aus Helsingfors, Wyborg, Kronstadt und Schlüsselburg, die im Oktober 1917 am bewaffneten Aufstand in Petrograd teilnahmen. Im Bürgerkrieg und während der Abwehr der ausländischen militärischen Intervention kämpften mehr als 75000 Marinesoldaten an den Fronten des Festlandes. Der Matrose mit dem geschul-

624

627



terten Gewehr und den über der Brust gekreuzten Patronengurten wurde geradezu zur revolutionären Symbolfigur jener Zeit. Voller Stolz trugen diese von der Konterrevolution gefürchteten und gehaßten Männer das blau-weiß gestreifte Hemd. „Seemannsherz" nannten sie es liebevoll. Und es ist noch heute ein nicht wegzudenkendes Attribut der Marineinfanterie wie der Matrosen überhaupt.

Im Großen Vaterländischen Krieg konnten sich wiederum unzählige Angehörige der Seekriegsflotte in Gefechten und Schlachten an Land bewähren. Bereits in den ersten Kriegstagen wurden in allen Flotten und Flottillen Einheiten und Verbände der Marineinfanterie aufgestellt – weit über 100000 Mann. Außerdem gliederte man zahlreiche Artillerie-, Schützen-, Flak- und Pioniertruppenteile – formiert aus Marineangehörigen – in Armeekorps und Verbände der Roten Armee ein, 400000 Kämpfer im Verlauf des Krieges.

Unvergessen bleibt der heldenhafte Kampf sowjetischer Matrosen bei der Verteidigung von Tallinn, Leningrad, Odessa und Sewastopol. 40000 Marineinfanteristen waren in der Schlacht vor Moskau eingesetzt. In Stalingrad kämpften neben weiteren Verbänden der Marine die 66. und 154. Marineschützenbrigade. Sie erhielten den Gardetitel verliehen. Ein Viertel der gesamten sowjetischen Marineinfanterie befand sich in der Schlacht um den Kaukasus.

In seinen Erinnerungen „Das Kleine Land" schildert der Generalsekretär des ZK der KPdSU, Genosse Breshnew, zahlreiche Kampfepisoden jener Tage. Insbesondere würdigt er den Mut und den hohen Einsatz der Marineinfanteristen der 18. Landungsarmee. Genosse Breshnew war hier Chef der Politabteilung. Er schildert u. a. die Heldentat des Parteigruppenorganisators einer Marineinfanteriekompanie, Salachutdin Walljudin. Schon verwundet, warf sich dieser mit letzter Kraft vor ein Kellerfenster, aus dem ein MG feuerte. Der Matrose opferte sein Leben und schlug so für seine Genossen eine Bresche. Dem rotblonden Mädchen Maria Pedenko, das in einem Marinebataillon als Agitatorin an der vordersten Front wirkte und eine handgeschriebene Zeitung herausgab, wird im „Kleinen Land" ebenfalls ein Denkmal gesetzt . . .

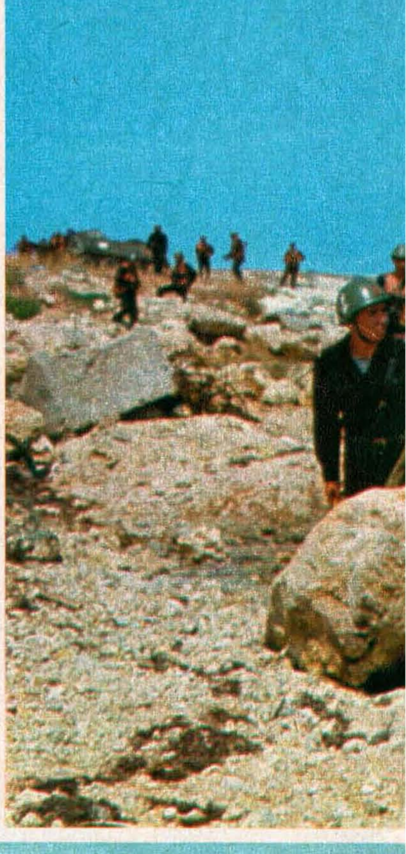
Die Marineinfanterie war während des Großen Vaterländischen Krieges immer hart am Feind. Sie unternahm in seinem Verlauf 9 Landungsoperationen, 90 taktische Landungen und 14 größere Kommandounternehmen. Bei Angriffen erzwangen die Marineinfanteristen stets den Durchbruch. Sie deckten als Nachhut, oft unter Selbstaufopferung, den Rückzug der eige-



nen Truppen. Der Gegner fürchtete die Männer in der schwarzen Uniform, nannte sie auch „Schwarze Wolke". Weil sie todesmutig stürmten, ein Zurückweichen nicht kannten.
Die Marineinfanterie von heute ist die besonders ausgebildete und ausgerüstete Sturmtruppe bei Seelandungen. Es sind Soldaten, die spezielle Kampfaufträge bei der Einnahme von Inseln, Häfen, Werften, Schleusen sowie Seebrücken erhalten und deren Erfahrungen bei der Landungsabwehr, der Verteidigung eigener Flottenbasen sehr dienlich sind. Sie sind für das enge Zusammenwirken mit Flotten- und Fliegerkräften speziell trainiert. Nicht zu unterschätzen ist die während der Ausbildung anerzogene Fähigkeit, mit den Gegebenheiten an Bord sowie den Unbilden des Meeres fertig zu werden.
Zur Bewaffnung und Ausrüstung gehören schwimmfähige Panzer und SPW, Selbstfahrlafetten, mit Werfern und Raketen bestückte Rad- und Kettenfahrzeuge, funkelektronische Nachrichten- und Beobachtungstechnik, Bergungspanzer und manches mehr. Der Marineinfanterist ist also Panzerfahrer, Artillerist, mot. Schütze, Nachrichtensoldat, Panzerjäger und Pionier. Er vermag die Kalaschnikow gleichermaßen wie die schwere Technik zu bedienen.
Die Marineinfanterie trägt die schwarze Marineuniform – einschließlich „Seemannsherz", das unter der Jacke hervorlugt – mit dem schmucken Barett. Der Kampfanzug ist ebenfalls schwarz, wobei im Winter weiße Tarnmäntel über- bzw. wattegefütterte Bekleidung angezogen wird. Stahlhelm und Panzerhaube treten, wo erforderlich, an die Stelle des Baretts. Bei Seelandungen gehören Schwimmwesten zur Ausrüstung. Äußeres Zeichen der Marineinfanterie: die geschwungene Seekriegsflagge der UdSSR an den Gefechtsfahrzeugen und der goldene Anker auf dem linken Arm der Uniformjacke.

Bei gemeinsamen Übungen der verbündeten sozialistischen Ostseeflotten überzeugte die sowjetische Marineinfanterie immer wieder mit hoher Leistungsfähigkeit. Die weitere Vervollkommnung der persönlichen Waffen der Marineinfanteristen, der Bau neuer Schwimmpanzer, Selbstfahrlafetten und Luftkissenfahrzeuge, der Einsatz von Hubschraubern im Zusammenwirken mit Luftlandetruppen haben ihre Gefechtsmöglichkeiten, ihre Mobilität erhöht und das Tempo bei der Anlandung erheblich beschleunigt. Die sowjetische Marineinfanterie heute – das ist eine modern bewaffnete Elitetruppe, die sich ihren revolutionären Traditionen verbunden fühlt. Im Geist der Roten Matrosen und der Marineinfanteristen beweisen sie täglich aufs neue ihre hohe Gefechtsbereitschaft.

Fregattenkapitän R. Rosentreter
Fotos: L. Jakutin, Archiv, „Sowjetski woin", Getmanenko, Autor













Die aktuelle Umfrage

Der Postreformator Heinrich von Stephan nannte den Brief „ein Schiff des Geistes auf dem Ozean der Entfernungen". Und so ist es wohl auch: Wie viele gute, heitere, zornige, anklagende, hinterhältige, vor allem aber liebevolle Gedanken werden in dem kleinen Umschlag mit der Briefmarke auf die Reise geschickt.
Der Brief gewinnt an Bedeutung bei jeder Trennung vom geliebten Partner. Alle befragten Genossen äußerten übereinstimmend, daß sie als „Zivilisten" nie so viel geschrieben hätten.
Und Liebesbriefe?
Da teilten sich schon etwas die Meinungen. Soldat Hajo Kirsten (24) nimmt für sich in Anspruch: „Jeder Brief nach Hause ist ein Liebesbrief." Dagegen findet

Ich denke noch immer an Deine zärtliche Hand. Ach, hätt' ich sie doch jetzt... Viele tausend Küsse, Deine Trixi

Unterfeldwebel Hirschfeld (20) Liebesbriefe „albern" und Gefreiter Hartmut Bengsch (21) weist die Frage nach dem Liebesbrief mit „Ich bin verheiratet" zurück. Das ist Unteroffizier Gerhard Bellmann (23) zwar auch, dennoch äußert er sich zustimmend und findet, daß zärtliche Briefe „die Liebe angenehm auffrischen". Soldat Gerald Markus (21) druckst herum, gesteht aber, daß in seinen Briefen „sowas drin ist". Es gab auch Meinungen, die den Liebesbrief als „kitschig" oder nur „etwas für ganz jung Verliebte" abtaten.
Karl Marx, Ludwig van Beethoven oder Robert Schumann schrieben wunderbare Liebesbriefe. Zärtlichkeit, Kraft und Reichtum inniger Gefühle spricht aus ihnen. Und es ist wohl so, daß im Brief an den geliebten Partner immer mehr steckt als nur nüchterner Informationsaustausch. Zum Beispiel äußert sich doch auch darin Liebe, wie die Sorge um das Wohlbefinden des anderen ausgedrückt wird. „Der Dienst macht gleich mehr Freude, wenn ich weiß, es geht meiner Margrit gut", motiviert Stabsmatrose Holger Franke (23). Marina Böttcher (23), Unteroffizier Günter Möhnig (22) und Bärbel Hausmann (21) gehen sogar noch ein Stück weiter und glauben, daß man seiner oder seinem Geliebten bestimmte Gedanken im Brief näher bringen könne als mündlich. Beim Schreiben ließen sich leichter Hemmungen überwinden. Als eine „Art von Feigheit" bezeichnet dieses Marion Wrede



Liebe

(21). Und Gefreiter Hanfried Lässig (22) ist dafür, „knifflige Fragen der Liebe" lieber mündlich zu erörtern. „Im Brief führt das nur zu Mißverständnissen." Ob es „knifflige" Dinge in der Liebe gibt, sei dahingestellt. Tatsache jedenfalls ist, daß bei vielen Armeeangehörigen die Liebste „mitdient". Ihre Anteilnahme und Fürsorge im Brief trägt sehr dazu bei, mit welcher Stimmung der Soldat seinen Dienst versieht. Das bestätigten jedenfalls Kompaniechefs und Hauptfeldwebel, die während einer Schulung in D. befragt wurden. Und das führt auch zu Extremen: Gefreiter Wolfgang H. (22) „sackte" in seinen Leistungen rapide ab, war gereizt und plötz-



durch Briefe?

lich nicht nur für Vorgesetzte, sondern auch für seine Stubenkameraden unnahbar. Bei Aussprachen schwieg er verbissen. Während eines Ausgangs ließ er sich gewaltig gehen. Die Folge war eine Bestrafung. Erst allmählich gewann er sein Gleichgewicht wieder. Die Ursache seines Stolperns war ein Brief. In dem standen nur wenige Zeilen: „Sei nicht böse. Die Zeit ist mir zu lang, die ich auf Dich warten muß. Ich habe jetzt einen anderen Jungen kennengelernt... Gabi." Ähnliches erzählt Unterfeldwebel Ralph Schönherr (23): „Wir schrieben uns fast jeden Tag einen Brief. Doch plötzlich kam nur noch unregelmäßig Post und der Inhalt der Briefe wurde immer belangloser. Ich kam ins Grübeln. Im Dienst ließ ich nach. Meine Vorgesetzten reagierten sauer. Zwei Strafen habe ich in dieser Zeit gefangen. Gefragt hat aber keiner, was eigentlich mit mir los war. Kurz und gut, meine Verlobte hatte einen anderen. Ich kam erst so nach und nach darüber weg. Jetzt schreibe ich mich mit einem Mädchen, das ich im Zug kennengelernt habe. Vielleicht wird das eine Liebe durch den Brief? Abwarten..."

Briefe sind etwas sehr Intimes. Und es bedarf schon eines großen Vertrauens, wenn sich jemand mit solchen Problemen, wie die oben geschilderten, an seine Vorgesetzten wendet. Oberleutnant Wilfried Haseloff (27) besitzt bei seinen Genossen ein solches Vertrauen. Er hat ein feines Gespür für Veränderungen im Verhalten seiner Genossen. Und nicht selten liegen Hochstimmung oder tiefe Niedergeschlagenheit des einen oder anderen Genossen seines Zuges in einem Brief begründet, der vielleicht auch unbedacht geschrieben wurde. Katrin Georgie (20) mag für acht andere befragte Bräute von Soldaten und Unteroffizieren sprechen: „Ich weiß ja, daß er (Gefreiter Rolf Schulze) im Dienst eine ganze Menge zu tun hat. Und er möchte es auch gut machen. Deshalb reiße ich mich beim Briefeschreiben zusammen und jammere ihm nichts vor." Marina K. (17) läßt die Tinte schon etwas unüberlegter fließen. „Ich bin oft zu unbeherrscht, schreibe dann etwas, was ich in Wirklichkeit gar nicht so meine. Während des letzten Urlaubs kam mein Freund nicht mit dem geplanten Zug. Wutentbrannt ging ich nach Hause und schrieb einen bitterbösen Brief. Und gerade als ich ihn eingesteckt hatte, kam er. Er hatte den Anschlußzug verpaßt. Man sollte sich vorher doch gut überlegen, was und wie man etwas schreibt." Diese Einsicht von Marina scheint bedeutsam. Der Volksmund sagt, Blicke können töten. Briefe dieser Art wohl auch.

Als unsinnig wurde unsere Frage abgetan, ob man eine Liebe auch mit Briefen über lange Zeit aufrecht erhalten kann. Von den Befragten war keiner über 20.

Weißt Du noch, wie schön es am letzten Abend an der Spree war? Ich spüre jetzt noch Deine Lippen... Bis zum nächsten Mal Deine Birgit

Und der Schriftsteller Rudi Strahl scheint jenen auch recht zu geben. Er meint: „Wenn eine Liebe ins rein Briefmäßige abrutscht, ist sie meist schon so gut wie zu Ende."

Das ist alles relativ und hängt von bestimmten Lebensumständen ab. Oft ist der Brief die einzige Kontaktmöglichkeit mit dem geliebten Menschen. Wie viele rührende Briefe wurden von antifaschistischen Widerstandskämpfern aus den Gefängnissen der faschistischen Barbarei geschrieben. Sie äußerten stolz ihre Gesinnung, bekannten sich zur Arbeiterklasse, und sie fanden zärtliche Worte für Frau und Kinder, sprachen ihnen noch Mut zu. Ich glaube wohl, daß solche Briefe die Liebe nicht nur aufrecht erhalten, sondern sogar noch vertiefen. So gesehen ist der Brief, und vor allem der Liebesbrief, ein Dokument tiefster Empfindungen. An einmal Gesagtes erinnert man sich zwar, doch Geschriebenes läßt sich immer wieder detailgetreu ins Gedächtnis zurückrufen, wenn man in alten Briefstapeln wühlt. Allerdings hebt der Gefreite Klaus Hebert (20) seine Briefe nicht auf. Genauso verfahren noch acht andere Genossen seiner Kompanie. Nach unserer Umfrage scheint es, daß die Mädchen und Frauen in dieser Beziehung zu den Sammlern gehören. Marina Becker (17) hebt alle Briefe von ihrem Ecki (Unteroffizier Egbert Lehmann) auf. Es sind bis jetzt 95. Und Christina Bossenz (19) ist schon bei 150 angelangt.

Wir fragten nach Anreden im Brief. Die Antworten kleckerten nur spärlich. Trotz Zusicherung der Anonymität wollte keiner mit

Geliebter Schatz!
Warum hast Du so lange nicht geschrieben? Was macht eigentlich Heule-
grüß' ihn von mir...
Ich umarme Dich ganz zärtlich, Dein Thomas

Mein liebes, liebes Mäuschen, endlich habe ich Zeit... Für Dich das Übliche und ein extra auf die Nase...
Dein Dich sehr liebender Christian

der Sprache 'raus. Mit Mühe ein kleines Ergebnis: „Mein liebes Trinchen!" (Sie heißt aber Marina.) „Meine liebe Mausi" – und andere „Tiere" wie „Spatz", „Schäfchen", „Täubchen", „Sprotte". Und auch „verschlüsselte" Anreden wurden genannt: „Piepusch", „Koller", „Herakles", „Zehner" und „Maler". Nun ja, das mag jeder halten, wie er will. Das ist ja wohl das Schöne am Liebesbrief, man darf unter Umständen all seine Gefühle geordnet und nach reiflicher Überlegung dem anderen mit dem verlängerten Arm der Post reichen. Nur einen Nachteil hat das Gespräch im Brief: Man muß ziemlich lange auf eine Antwort warten. Einige Genossen meinten, daß die Briefe heutzutage länger gehen würden als vor hundert Jahren. Das haben wir nicht nachprüfen können. Eines ist aber gewiß und statistisch erwiesen, daß der Briefverkehr stetig zunimmt. Wir wagen zu behaupten, daß das auch für Liebesbriefe zutrifft.

Manch einer stöhnte jedoch auch mit den Worten von G. Ch. Lichtenberg: „Bei den Briefen ist das Kriegen angenehmer als das Machen." Und wenn man gar zu sehr in der Briefkreide steht, kann man sich vielleicht so wie der Philosoph Gottlieb Fichte aus der Klemme helfen. Er schrieb am 1. August 1790 an seine Braut Johanna Rahn: „Zuerst Deine Verzeihung, zärtliche Geliebte meines Herzens, daß ich Dir nicht gleich auf Deinen Brief, den ich vor einigen Wochen von der Post erhielt, antwortete. Daß ich Deiner vergessen oder vernachlässigt habe, oh, Du fühlst es selbst viel zu tief in Deiner eigenen schönen Seele, daß das nicht sein kann. Aber ich hatte so unaufhörliche und ineinandergreifende Beschäftigungen und Sorgen, verreiste überdies bald nach Erhaltung Deines Briefes und war fast zwei Wochen abwesend..." (Und am Schluß) „Liebe Seele! ich bitte Dich, betrübe Dich doch nicht so, wenn Du zuweilen einige Zeit ohne Briefe von mir bist. Glaube, daß ich deswegen doch auch in der Abwesenheit nur durch Dich lebe." Ob man so seiner lieben Braut heute kommen kann? Sicher nicht.

Carola Hasler (19), Birgit Nagel (17), Gefreiter Hans-Jürgen Quäcker (22) und Unterfeldwebel Michael Gabel (24) sprachen sich dafür aus, daß die Liebesbriefe heute sachlich und nüchtern sind. „Es wird nicht mehr so viel Schmus gemacht und drumherumgeredet." Möglich, daß das ein (Brief-)Merkmal unserer Zeit ist. Über wenig Zeit klagten viele Soldaten und vor allem Genossen der Volksmarine. Sie meinten, sie hätten sehr wenig Zeit, lange Briefe zu schreiben. Der Dienst sei ein „Brieffraß". Da ist sicher etwas dran. Und deshalb sollte SIE auch nicht schmollen, wenn von IHM nicht jeden Tag ein Brief im Kasten liegt. Die Frequenz der Briefschreiberei hängt auch ein wenig von der Dienststellung des Grenzers oder NVA-Angehörigen ab, denn dadurch wird häufig das Zeitlimit bestimmt. Entscheidend ist aber doch letztlich der Inhalt. Da wiegt oft ein Brief zehn andere auf.

In diesem Sinne wünsche ich allen Lesern viel Post und eine liebevolle Feder.

Ihr Major

Wolfgang Matthées

Den „Briefgeheimnissen" jagten hinterher: Feldwebel d. R. Michael Helbig, Korvettenkapitän Heinz Mattkay, Major Heinz Preibisch, Hauptmann Bernd Philipp und Leutnant d. R. Rainer Polzer.

Fotos: I. Uhlenhut, Repro: Fotothek

Funkmeßstationen

Funkmeßstationen gehören zur Ausstattung aller Teilstreitkräfte. Bei der Luftverteidigung dienen sie dazu, Informationen über die Lage der Luftziele zu erhalten und danach die eigenen Abfangjagdflugzeuge oder Fla-Raketen an die Ziele zu führen. In Flugzeugen oder Hubschraubern eingebaut orten sie Luft-, Boden- oder Seeziele, identifizieren sie als Freund oder Feind und helfen erfaßte Ziele zu bekämpfen. Dabei werden die bordgestützten Funkmeßstationen oftmals für mehrere Aufgaben eingesetzt. So, um Luftziele auch nachts und in den Wolken zu finden und zu vernichten, den befohlenen Kurs genau einzuhalten, Umgehungsmanöver auszuführen, Hindernissen auszuweichen, Entfernungen zu markanten Punkten zu bestimmen, auch Erdziele zu begleiten und die Waffen, Kanonen, Maschinengewehre oder auch Raketen der unterschiedlichsten Art, ins Ziel zu lenken. Eine solche Kombination mehrerer Aufgaben mit einem Antennensystem hat den Vorteil, daß einerseits Masse und andererseits auch Platz im Flugzeug eingespart wird.

Ebenso wie in der Fliegerei wird das Funkmeßverfahren (englische Bezeichnung: Radio Detecting and Ranging, Radar – zu deutsch: Funkortung) auch in der Marine verwendet. Auch hier geht es darum, gegnerische Schiffe und Flugzeuge so früh wie möglich aufzufassen, Freund oder Feind zu erkennen und die eigenen Waffen (Universalgeschütze und Raketen gegen Luftziele oder Geschütze und Raketen gegen Überwasserschiffe) so effektiv wie möglich einzusetzen. Bei modernen Überwasserschiffen ist es recht schwierig, auf Anhieb aus der Vielzahl der Funkmeßantennen zu erkennen, für welchen Zweck welche Antenne vorgesehen ist. Das ist nicht nur bei großen Kampfschiffen so. Selbst kleinste Einheiten haben zumindest eine Funkmeßantenne. Auch bei unbewaffneten Schiffen ist das Funkmeßgerät nicht mehr wegzudenken, dient es doch dort zur Warnung vor Kollisionen. Neben den schiffgebundenen Funkmeßmitteln gibt es noch küstengebundene Funkmeßstationen der Marine. Sie spielen im System der Küstenverteidigung eine Rolle, und zwar zur Beobachtung von See- oder Luftfahrzeugen im Küstenvorfeld sowie zur Steuerung von Raketen der Küstenverteidigung.

In den Landstreitkräften spielen Funkmeßgeräte bei der Truppenluftabwehr eine ähnliche Rolle wie in der Luftverteidigung des Landes und bei den Seestreitkräften. Sie liefern die Informationen über die Luftlage – also Standorte, Kurse und Höhen der Luftziele sowie der eigenen Flugzeuge. Andere Funkmeßmittel arbeiten als Geschützrichtstationen. So in Verbindung mit einer Rohrflak-Batterie oder aufgebaut auf Fla-Selbstfahrlafetten sowie zur Leitung der Fla-Raketen gegen Ziele in geringen Höhen.

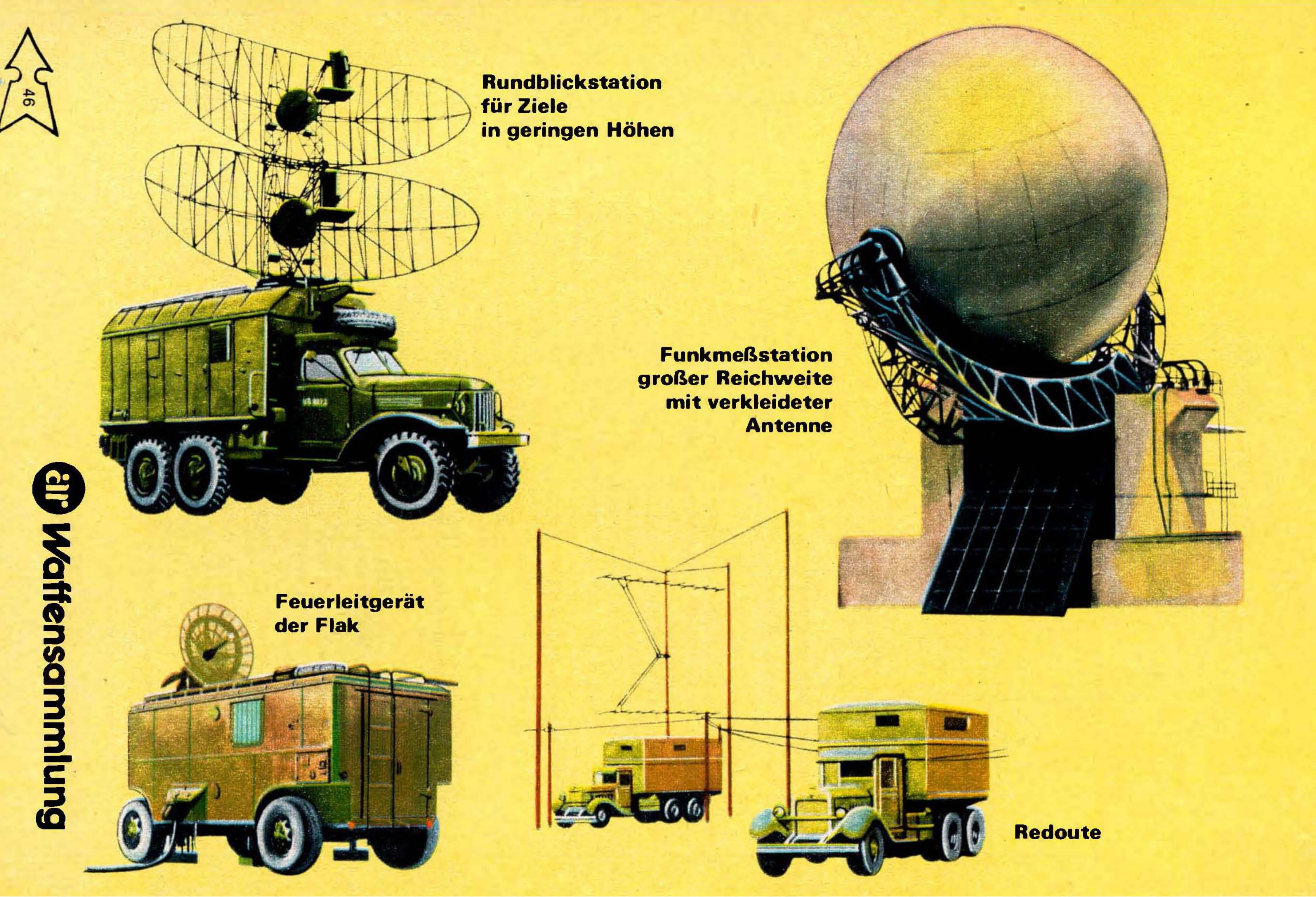
Eine Geschützricht- oder Raketenleitstation ermöglicht es, auf dem Bildschirm die Luftlage zu verfolgen. Nähert sich ein Luftziel (durch das Freund-Feind-Kennungsgerät wird signalisiert: eigenes Flugzeug oder Luftziel), so schaltet die Station bei einer bestimmten Entfernung auf automatische Zielbegleitung um. Die Antenne folgt nun ständig dem Ziel, dessen Seitenwinkel, Flughöhe und Entfernung ständig angezeigt und an das Kommandogerät oder den Rechner übermittelt werden. Gleichlaufend zur Antenne werden die Geschützrohre oder die Raketen auf den Zwillings-, Drillings- oder Vierlings-Startrampen mitgerichtet. Im günstigsten Bereich wird dann das Feuer eröffnet bzw. werden die Raketen gestartet.

Auch die Artillerie- und Raketentruppen der Landstreitkräfte bedienen sich der Funkmeßtechnik. So werden spezielle Geräte dazu verwendet, die Stellungen der gegnerischen Artillerie oder Raketenrampen aufzuklären. Ferner werden Funkmeßgeräte benötigt, um die Schießunterlagen für die taktischen oder operativ-taktischen Raketen errechnen zu können. Um die Windwerte (Geschwindigkeit, Richtung) sowie andere Unterlagen zu erhalten, werden Ballons aufgelassen, die von Funkmeßgeräten verfolgt werden, wonach Informationen über den Wind in unterschiedlichen Höhen zu gewinnen sind.

Um diese unvollständige Aufzählung für Anwendungsgebiete der Funkmeßtechnik im Militärwesen abzurunden, sollen noch zwei Bereiche erwähnt sein – die Aufklärung ballistischer Raketen und kosmischer Flugkörper über große Entfernungen sowie die Anti-Raketenverteidigung. Ohne Funkmeßgeräte großer Reichweite wäre es nicht möglich, gegnerische Raketen auf große Entfernungen zu erkennen und die Anti-Rakete zum Abfangpunkt zu leiten.

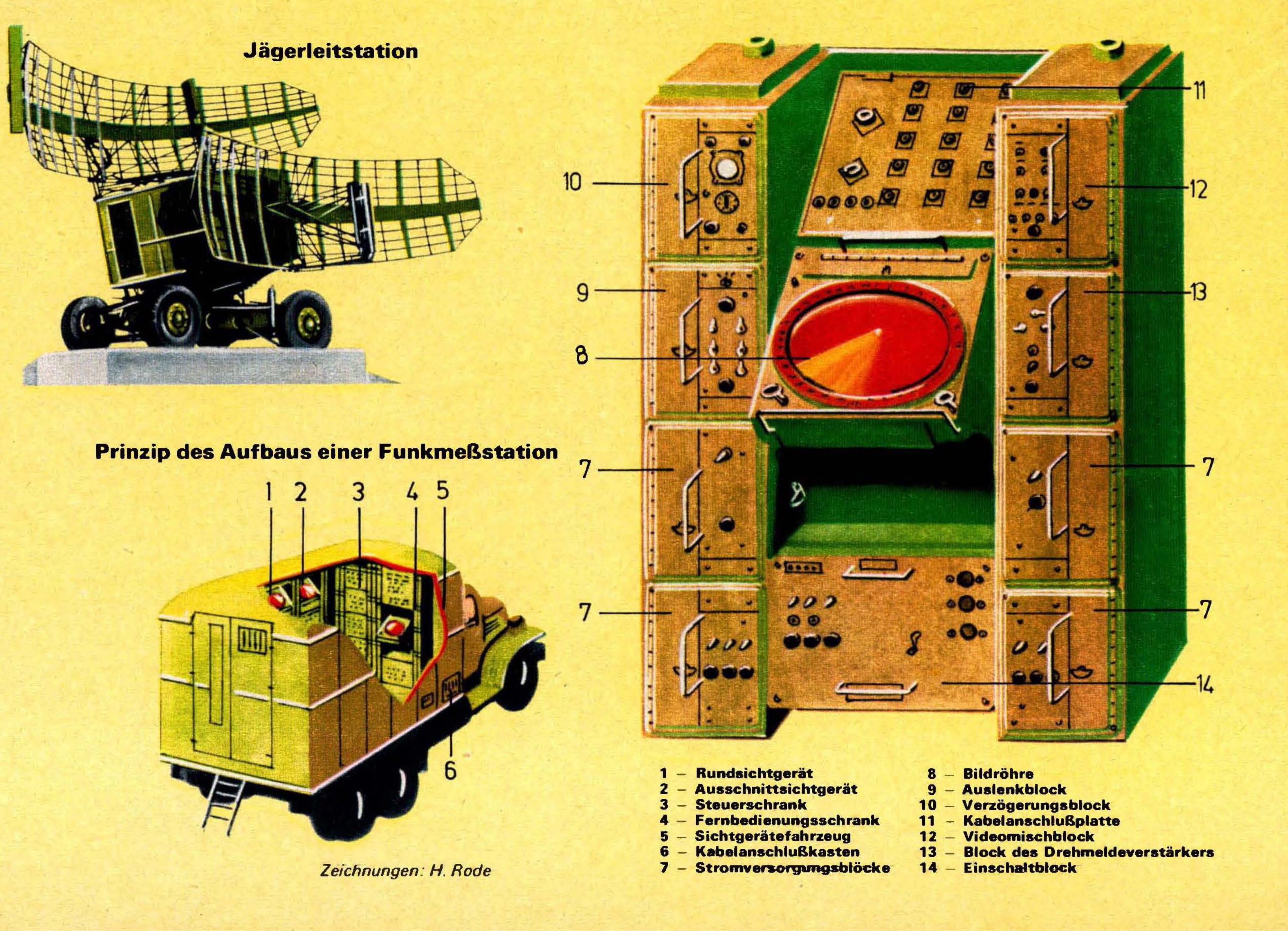
Alle Funkmeßgeräte arbeiten nach dem Prinzip, Objekte in der Luft, auf dem Wasser oder auf dem Land mittels ultrahochfrequenter elektromagnetischer Wellen zu orten. Diese werden in kurzen Impulsen und stark gebündelt gerichtet abgestrahlt und zu einem geringen Teil von dem Objekt reflektiert.

Die hauptsächlichsten Teile einer Funkmeßstation


46
Rundblickstation
für Ziele
in geringen Höhen
Funkmeßstation
großer Reichweite
mit verkleideter
Antenne
ar Waffensammlung
Feuerleitgerät
der Flak
Redoute

Jägerleitstation

Prinzip des Aufbaus einer Funkmeßstation



1 – Rundsichtgerät
2 – Ausschnittsichtgerät
3 – Steuerschrank
4 – Fernbedienungsschrank
5 – Sichtgerätefahrzeug
6 – Kabelanschlußkasten
7 – Stromversorgungsblöcke
8 – Bildröhre
9 – Auslenkblock
10 – Verzögerungsblock
11 – Kabelanschlußplatte
12 – Videomischblock
13 – Block des Drehmeldeverstärkers
14 – Einschaltblock

Zeichnungen: H. Rode

sind: Hochfrequenzsender, Hochfrequenzempfänger, Anzeigeeinrichtungen (Bildschirme) sowie Richtantennen für Sendung und Empfang. Aus der Laufzeit eines Hochfrequenzimpulses von der Sendeantenne zum Ortungsobjekt und zurück läßt sich beispielsweise bei nach dem Impulsverfahren arbeitenden Stationen die Schrägentfernung zu einem Luftziel ermitteln und auf einem Bildschirm sichtbar machen. Gleichzeitig läßt sich der Seitenwinkel zwischen der Nord-Süd-Achse und der Zielrichtung bestimmen. Aus diesen beiden Werten kann man, wenn auch nicht sehr genau, die Höhe errechnen. Zuverlässigere Werte erhält man, wenn zur Höhenbestimmung eine besondere Station, der Höhenfinder, verwendet wird. Er wird oft komplex mit der Rundblickstation und vor allem mit der Jägerleitstation eingesetzt. Auf dem Bildschirm der Jägerleitstation ist genauer als auf dem der Rundblickstation zu erkennen, wenn sich beispielsweise eine Flugzeuggruppe trennt. Mit Hilfe der sehr kleinen Zielpunkte, hervorgerufen durch das Vermögen der Station, Seitenwinkel und Entfernung sehr genau zu bestimmen und Ziele auf dem Bildschirm auch dann noch getrennt zu zeichnen, wenn sie verhältnismäßig dicht zusammenfliegen, kann das Personal der Gefechtsstände bei jeder Wetterlage sowie zu jeder Tages- und Nachtzeit präzise die Abfangjagdflugzeuge an die Luftziele heranführen. Auch können einzelne Flugzeuge des herangeleiteten Verbandes voneinander unterschieden und natürlich Freund und Feind identifiziert werden.

In der Luftverteidigung fallen verständlicherweise eine Vielzahl von Führungsaufgaben an und eine Fülle von Informationen ist zu bewältigen. Deshalb gibt es spezielle Führungssysteme, die es unter anderem gestatten, die Abnahme der vielschichtigen Informationen über die Luftlage von den Sichtgeräten der Funkmeßstationen zu automatisieren. Damit verkürzt sich die Zeit für verschiedene Operationen, die Durchlaßfähigkeit der einzelnen Kanäle steigt und damit der Wahrheitsgehalt und die Genauigkeit der zu übertragenden Informationen.

Obwohl das Prinzip der „Rückstrahlortung", wie es früher genannt wurde, schon seit Jahrzehnten bekannt ist, wurde es aus technischen und technologischen Gründen erst etwa ab Mitte der dreißiger Jahre fast gleichzeitig in Großbritannien, Deutschland, der UdSSR und in den USA in Form erster Funkmeßstationen zur Luftraumaufklärung verwirklicht. Das geschah natürlich unter absoluter Geheimhaltung und ausschließlich im militärischen Interesse. Bei den Luftangriffen auf Großbritannien bekam die faschistische Luftwaffe die Wirksamkeit des britischen Radarnetzes zu spüren, das ab 1938 einsatzbereit war. Die Engländer konnten durch genaue Kenntnis über die anfliegenden Verbände die eigenen recht schwachen Jagdfliegerkräfte sehr rationell einsetzen. Sie starteten erst, wenn das wirklich notwendig war. Wenig bekannt ist, daß in der UdSSR zur Zeit des faschistischen Überfalls mehrere Funkmeßstationen (insgesamt standen 34 zur Verfügung) das Frühwarnsystem Moskaus und Leningrads verstärkten. Die vor Leningrad stationierten RUS-1 mit einer Auffassungsweite von 240 km verschafften der Luftverteidigung der Stadt bei Ausbruch des Krieges eine Vorwarnzeit von 50 Minuten. In dieser Frist waren die Jagdflugzeuge startbereit, die Flak-Bedienungen in den Stellungen und die Bewohner in den Luftschutzkellern.

Eine ähnliche Rolle spielten die vor Moskau aufgebauten Stationen RUS-2 mit einer Reichweite von 120 km bei einer Höhe von 7000 m. In der Schlacht um Stalingrad trugen Funkmeßgeräte dazu bei, die sowjetischen Jagdflieger rechtzeitig zum Abfangen der faschistischen Transportflugzeuge starten zu lassen, die die eingeschlossene 6. Armee aus der Luft versorgen sollten. In der Schlacht im Kursker Bogen ermöglichten es mehrere Stationen des Typs „Redoute", die eigenen Jagdflieger nur dann starten zu lassen, wenn gegnerische Flugzeuge im Anflug waren. Auch bei den Luftkämpfen im Berliner Raum, im April 1945, sorgten sowjetische Funkmeßstationen an der Oder dafür, daß die Jagdflugzeuge der 16. Luftarmee sehr rationell eingesetzt werden konnten.

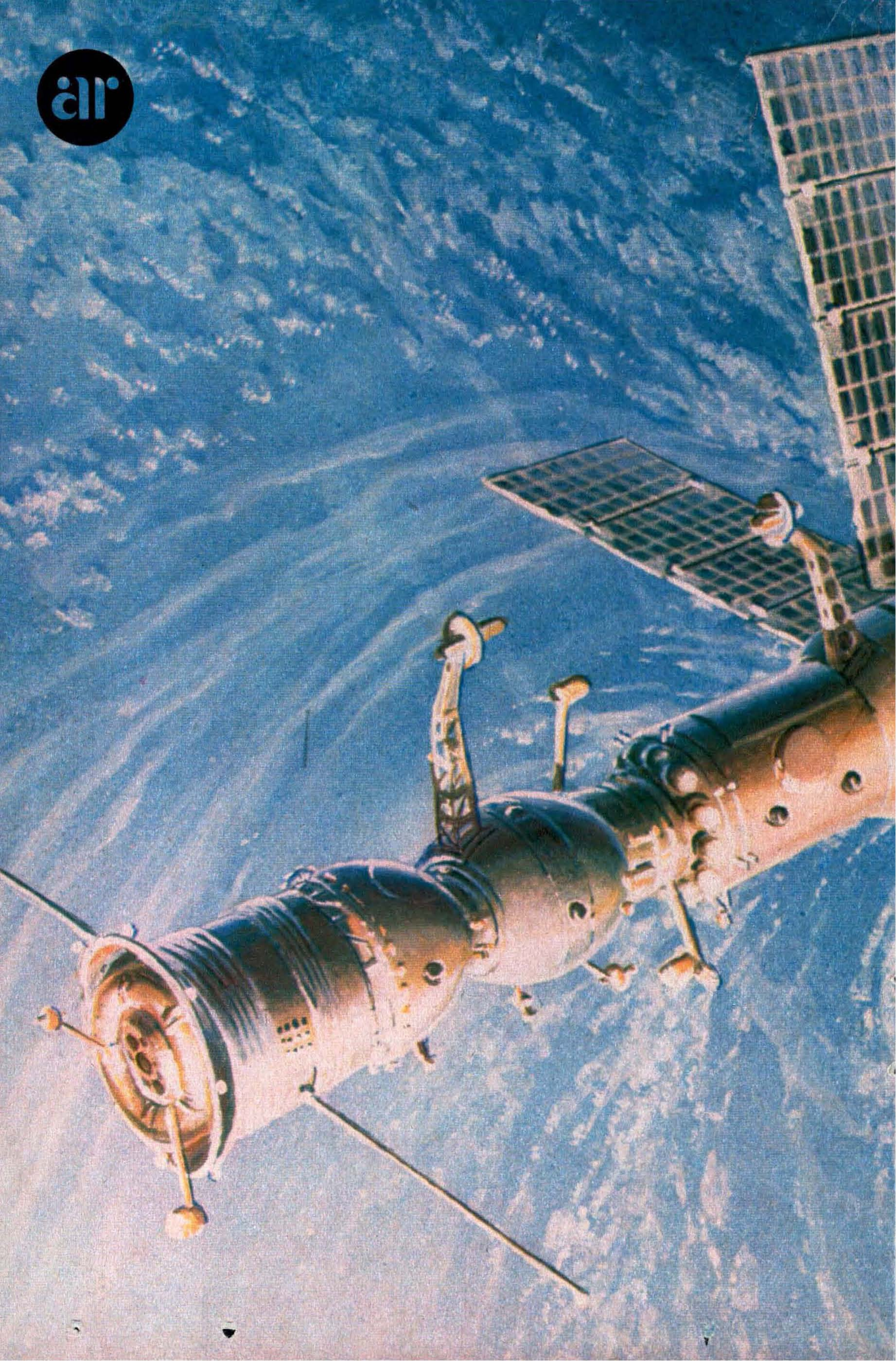
Heutige Funkmeßstationen haben, je nach Aufgabe, eine Reichweite von 200 bis 700 km, um Flugzeuge und Flügelgeschosse zu orten. Zur Aufklärung von Raketen werden Geräte mit einer Auffassungsentfernung von 5000 und mehr Kilometern benutzt.

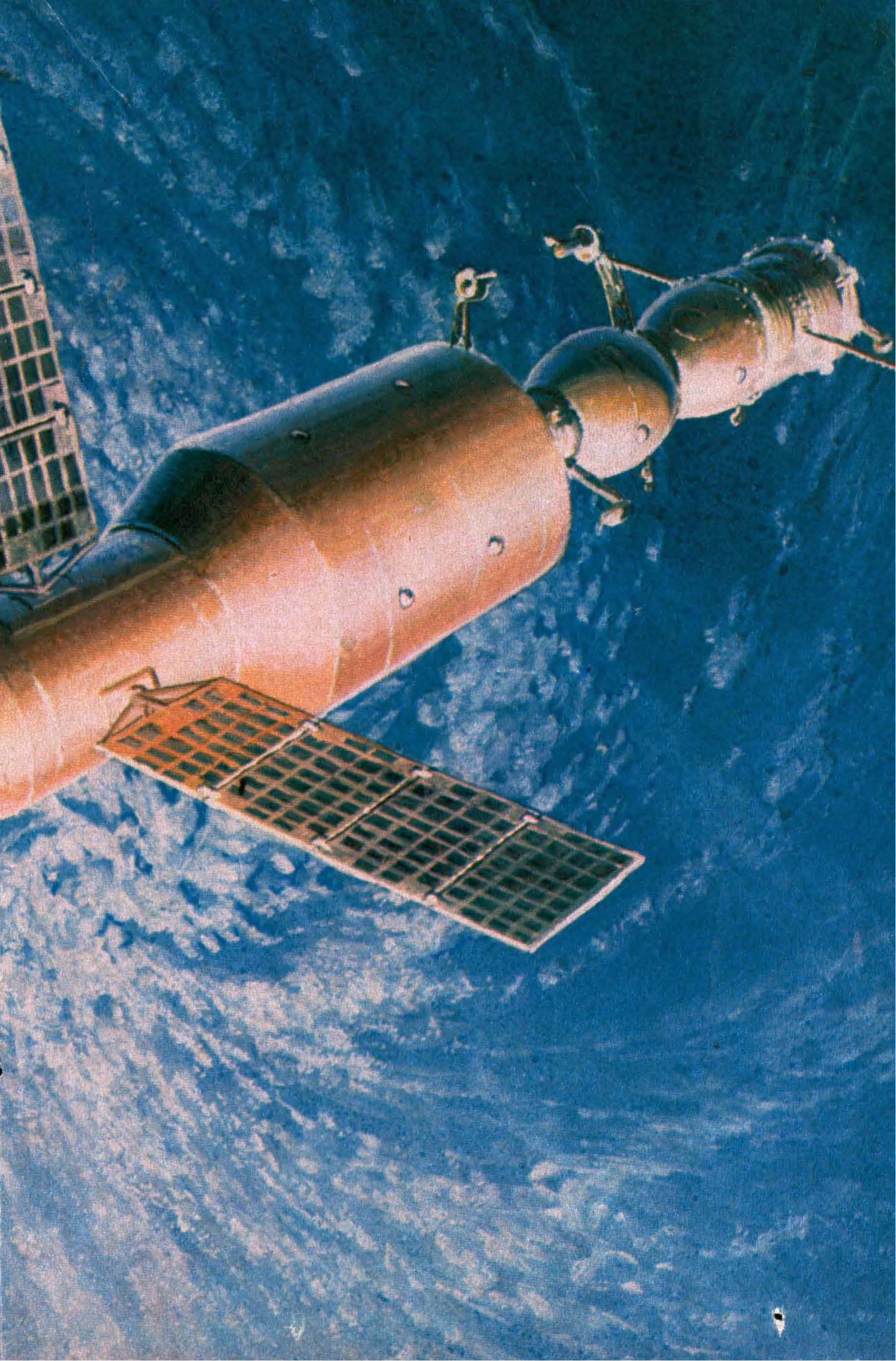
Die Größe der Antennen kann bei beweglichen Systemen zur Rundumbeobachtung und Jägerleitung 20 m × 30 m, bei starren Systemen mit Strahlschwenkung 50 m × 120 m betragen.

Die Tendenz geht dahin, die Auffassungsentfernungen der Geräte bei größerer Genauigkeit der Koordination zu erhöhen. Gleichzeitig bemühen sich die Spezialisten, noch zuverlässigere und einfacher zu wartende Geräte zu bauen, die gegenüber aktiven und passiven Störungen des Gegners immuner sind.

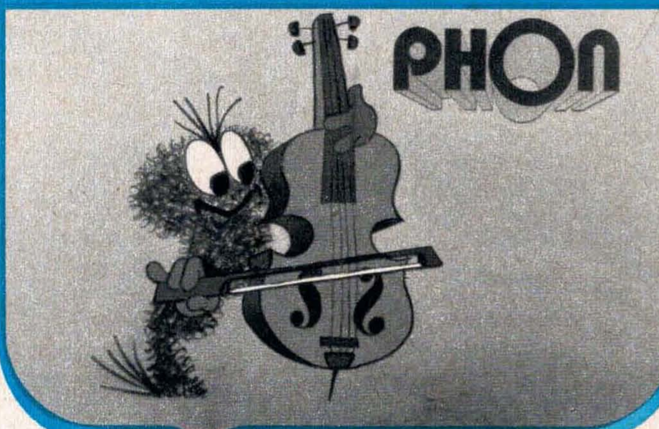
W. K.


Foto: Michael Helbig


ar







Die wohlbekannte

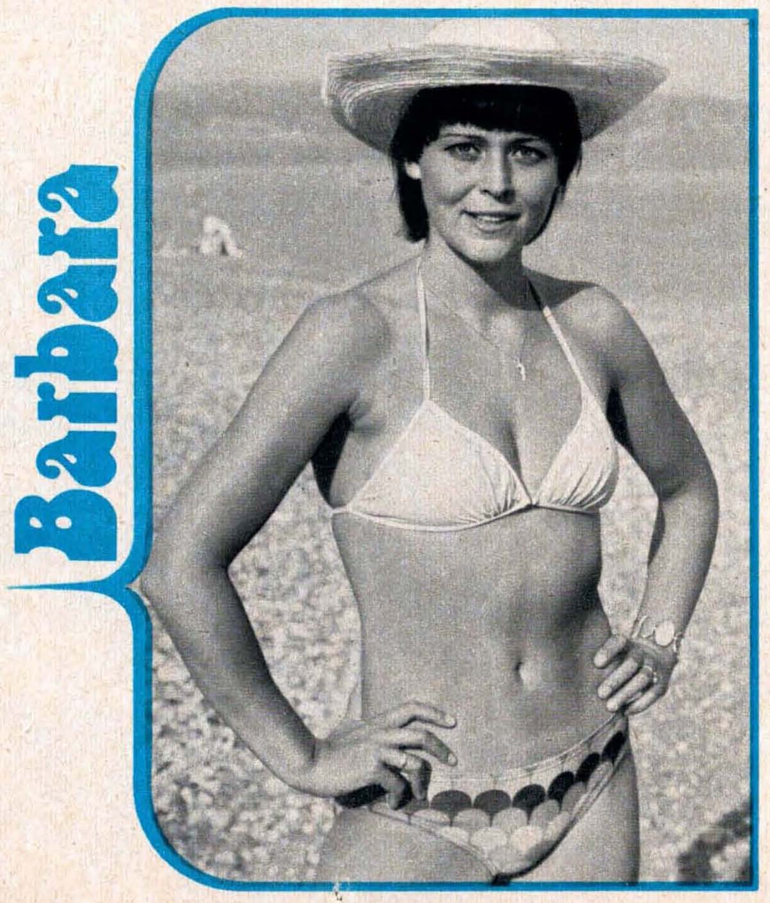


Amüsiert hat es mich doch, als das Lexikon mir weismachen wollte, Barbara bedeute soviel wie „die Fremde". Die junge Dame dieses Namens, die so freundlich auf dem AR-Rücktitel lächelt, gehört doch schon zu den bekannten und auch willkommenen Bildschirmgästen in den guten Stuben wie in den Kompanieklubs von Stralsund bis Sonneberg, und zwar jeden Monat einmal, zur „Phon"-Zeit. Dann nämlich blättert Barbara Liebig eine halbe Stunde lang in der TV-Musikillustrierten, im September übrigens zum 25. Male. Der Post vieler Zuschauer ist zu entnehmen, daß dies auch Verdienst der charmanten Barbara ist.

In ihrem Berliner Zuhause schwatzen wir ein bißchen über ihre Arbeit, über Pläne und Wünsche. Man muß schon genau hinhören, um sie als die geborene Leipzigerin zu erkennen. Nun ja, ich entdecke das „Wörterbuch der deutschen Aussprache", das „Sprecherzieherische Elementarbuch", griffbereit daneben wichtige Arbeiten von Marx und Engels, die Parteitagsdokumente – Handwerkszeug jedes Journalisten. Fernstudiert hat sie für diesen Beruf, denn nichts anderes als Reporter wollte sie werden. Ihr Drang zum Mikrofon war von je her allgewaltig. Als Knirps von acht Jahren reckte sie sich vor den Mikros des Leipziger Kinderchores, durfte, weil sie nicht „so schlimm gesächselt" hat, in Kinderhörspielen mitwirken und war ans Mikrofon verloren. Als der Sender Leipzig ein Nachwuchs-Reporterstudio einrichtete, war sie eine der zwei Auserwählten, die hineindelegiert wurden. So sammelte sie sich bis zum Abitur einen respektablen Sack Funkerfahrung zusammen, übte gewissenhaft das Klavierspiel und wurde ein hüb-

sches Mädchen. Ihrer aufkommenden Neigung zum Journalismus machte sie Luft mit kleinen Beiträgen über das Jugendleben für die „Leipziger Volkszeitung". Große Chance: Gemeinsam mit dem Standortmusikkorps der Deutschen Volkspolizei trat sie als Sprecherin in öffentlichen Programmen auf, vor den Kumpels der großen Kombinate, bei den Genossen der VP, bei der Nationalen Volksarmee und auch beim „Regiment nebenan".
Wenn sie von sich sagt, auffällig an ihr sei bestenfalls ihre bemerkenswert große Klappe, so war ihr diese offenbar von Nutzen, als sie, mit Abi, Buchhändlerabschluß und wilder Entschlossenheit ausgestattet, beim Studio Halle des Fernsehens anklopfte. Man nahm sie, behielt sie aber nicht lange, denn die Aktuelle Kamera rief sie nach Berlin. Die drei Jahre bei der AK seien gewissermaßen ihre Armeezeit gewesen, weil lehrreich, hart und unentbehrlich, meint sie heute. Was sie drauf hatte, konnte sie während der Weltfestspiele beweisen. Alle zwei Tage Original-Berichterstattung von morgens bis nachts – keine Kleinigkeit. So geschwitzt hat sie nur noch in Ungarn, wo sie zum Tag des DDR-Fernsehens durch das Programm führte – in der Landessprache, ohne auch nur ein Wort Ungarisch zu können. Wie macht man das? frage ich. Geheime Verschlußsache, so die Antwort. Übrigens, die Zuschauer des sowjetischen und des polnischen Fernsehens kennen Barbara Liebig von solchen Gelegenheiten auch schon.
Und dann kam „Phon", eine feine Sache, bei der man Journalistisches und Künstlerisches gefällig miteinander verbinden kann, bei der man interessante Leute kennenlernt und bei der auch mal ein Spaß erlaubt ist – kurz, eine Sache für Barbara. Von Anfang an macht sie nun diese Sendung. Was macht sie da? Vor allem im Redaktionskollektiv unter Leitung von Barbara Molsen gut überlegen, über welche Künstler, Premieren, Gastspiele, Schallplatten sich aktuell zu berichten lohnt. Dann sind die Interviews zu machen und die Filmbeiträge zu drehen.
In der „Phon"-Redaktion türmen sich die Anregungen und Wünsche der Zuschauer. Kommt auch Post von Soldaten? Ja, Wünsche nach diesem Star oder jener Gruppe. Und Einladungen kommen. Die kontaktfreudige Barbara sucht das Gespräch, will Meinungen, Gedanken austauschen. Dieser Tage ist sie mit Genossen der Volksmarine verabredet.
Verabredet gleich mit dreitausend Leuten auf einmal ist sie, wenn im Berliner Friedrichstadt-Palast die Show „Hier um 11" über die Bühne geht, auf der sie steht und durchs Programm führt. Nicht nur führt, auch fährt, zum Beispiel mit Thomas Huschke auf dem Tandem. Weltklassesportler stellt sie also vor, Künstler aller Genres und Spitzengruppen. Und sie plaudert auf der Bühne auch mal mit dem Präsidenten des Obersten Gerichts, mit dem Fernsehstaatsanwalt, mit dem Chefarchitekten des neuen Berliner Stadtbezirks.
Geduld, sonst eine ihrer Tugenden, kann auch bei ihr schnell zu Ende gehen, zum Beispiel, wenn sie gewissen Schlampereien in Gaststätten oder Geschäften ihres Wohngebietes auf die Spur kommt. Dann zückt Genossin Liebig ihren ABI-Ausweis und läßt nicht mit sich spaßen. Und das, obwohl sonst eine ihrer Maximen ist: „Bloß nicht bierernst!" Sie mag intelligenten Spaß und verschafft ihn sich selber, beispielsweise, wenn sie sich im Schreiben von ein bißchen frechen Chansontexten versucht.
Sie probiert sich aus, möchte vielseitig und originell sein, als Fernsehjournalistin wie als Moderatorin. Sie arbeitet an sich, auch äußerlich. Wenn sie sich auf ihr Klappfahrrad schwingt, viel schwimmt und Gymnastik treibt, dann auch, um in Form zu bleiben für ihr unsichtbares wie für ihr sichtbares Publikum, dessen Sympathie immer neu errungen sein will. *K. J.*

Fotos: Wolfgang Swietek (1), Hans Peter Gaul

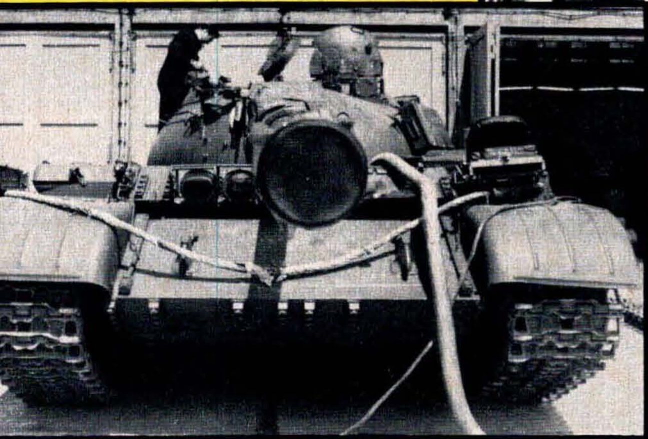


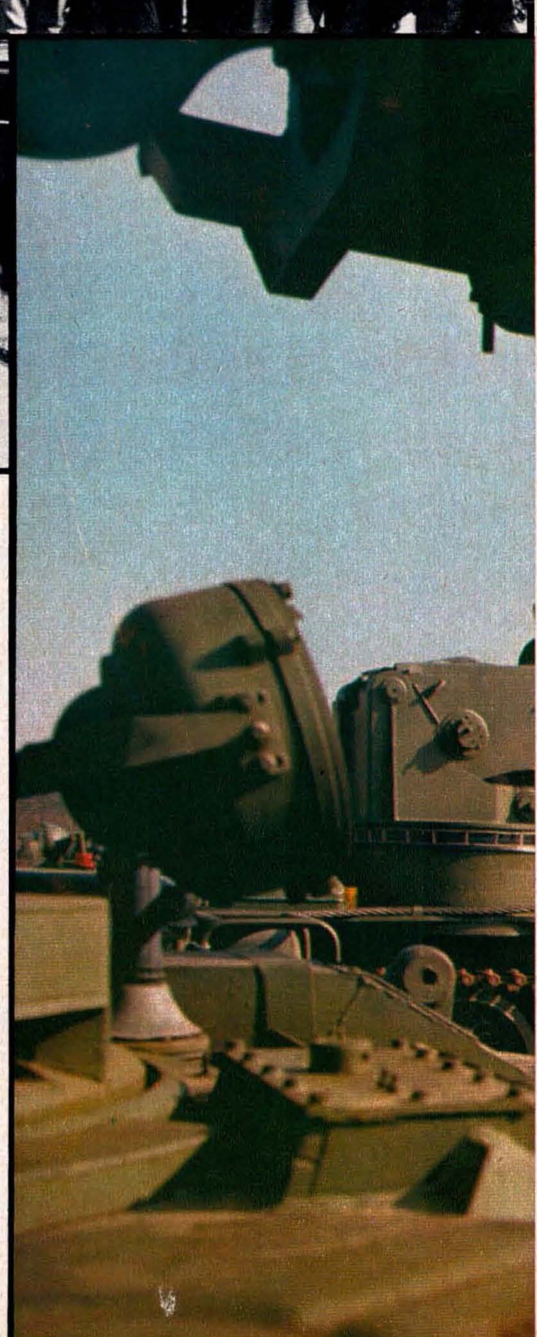
Autogramm-Adresse:

Barbara Liebig
Redaktion „Phon"
1199 Berlin
Rudower Chaussee 3

Als müßten sie ihn selber fahren





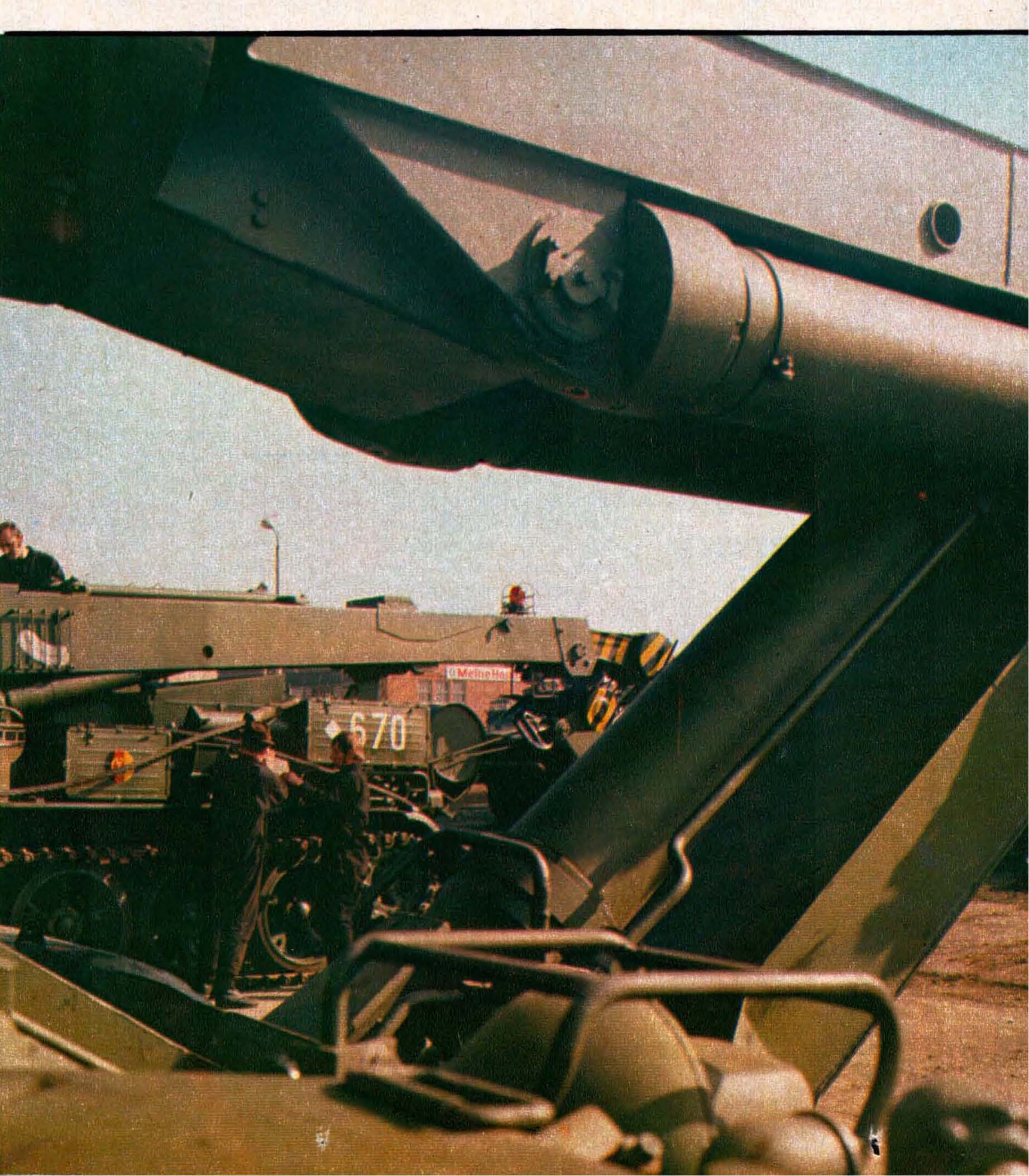


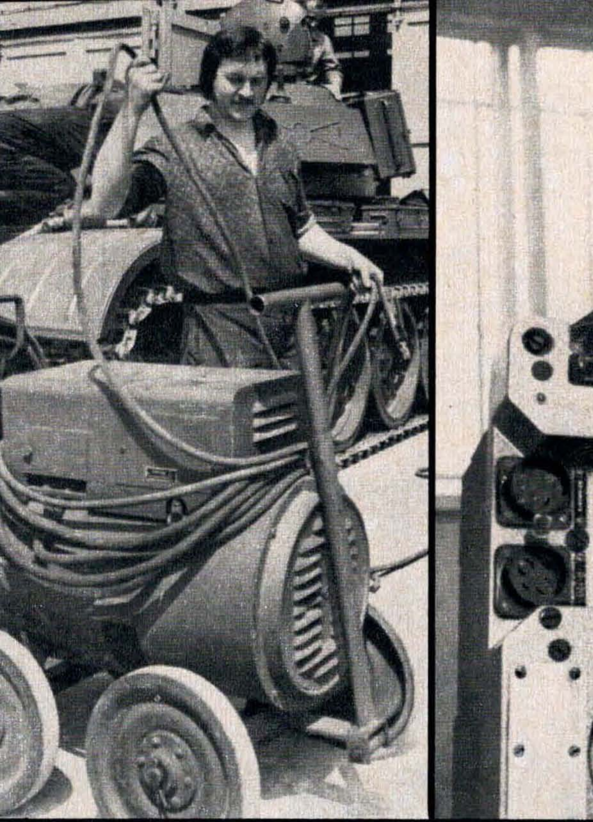
Da steht er nun, der „Dicke". Ein Panzer vom Typ T-55. Frisch instandgesetzt, sieht er wie neu aus, obwohl er bereits ein paar Jährchen auf dem Buckel hat und einiges erlebte. Viele Soldaten saßen schon in seiner Wanne, lernten mit ihm das Einmaleins der Panzerei. Auf dem Übungsplatz mußte er sein Bestes geben, zeigen, was er vermag. Er mußte Löcher und Gräben nehmen, steile Berge erklimmen, sogar unter Wasser fahren. Das ging nie ohne Kratzer ab. Am Parktag pflegte die Besatzung seine „Wunden", soweit es ging, und machte ihn wieder fit.

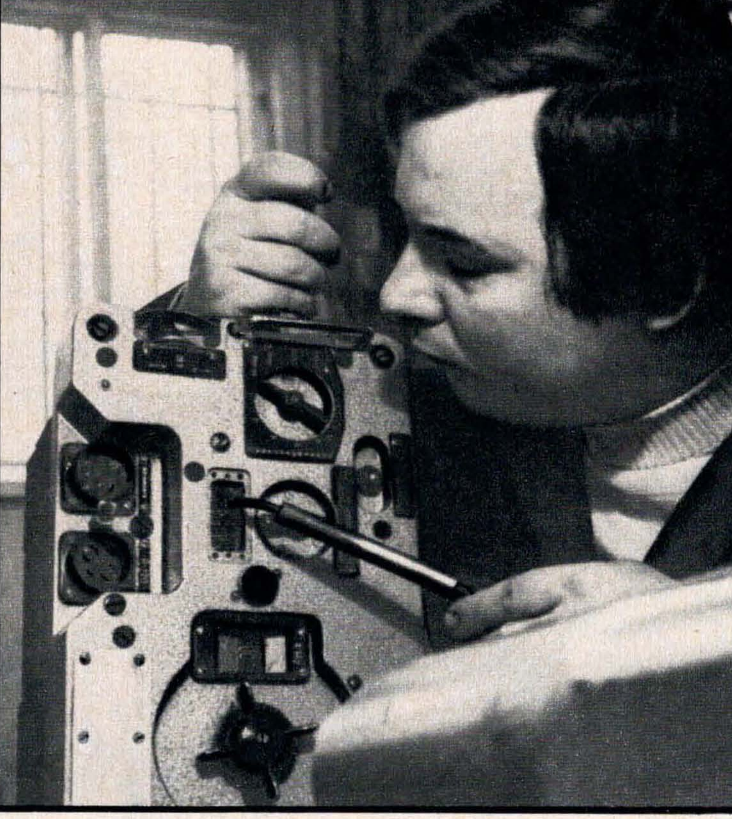
Aber eines Tages war er dran. Der „Dicke" mußte in eine Werkstatt – sollte mal so richtig runderneuert werden. Und nun findet er sich plötzlich auf einem Hof unter einigen Verwandten wieder. Links von ihm steht ein wahres Ungetüm, ein Bergepanzer. Der zu seiner Rechten dagegen nimmt sich richtig zierlich aus. Es ist ein Schützenpanzer. Dann stehen da noch ein paar Brückenleger und verschiedene SPW. Sie alle sind hier in den besten Händen – beim Panzerinstandsetzungskollektiv Frank.

„Gestern abend haben sie uns noch einen ‚Dicken' hingestellt", sagt der Technologe, Gefreiter d. R. Werner Bogott, zu Unterleutnant d. R. Günther Sefzik, dem Endkontrolleur. Die beiden sind die ersten heute im Umkleideraum. „Der muß schnell wieder vom Hof. Am besten, du nimmst ihn dir gleich mal vor, damit die anderen ran können." Nach und nach füllt sich der Raum. Jeder greift sich seine Tasche mit den Frühstücksbroten und der Morgenzeitung für die erste Pause. Zur Arbeitsbesprechung, die sie jede Woche abhalten, gehen sie in ihren Aufenthaltsraum. Dort sitzt schon der Kollektivleiter, Fähnrich Otto-Ludwig Frank. Und gleich darauf trifft auch der Kompaniechef, Oberleutnant Sander, ein. Das Zivilbeschäftigtenkollektiv ist seiner Kompanie angeschlossen und arbeitet mit den Soldaten oft gemeinsam in einem Panzer.

„In dieser Woche", beginnt der Oberleutnant, „müssen die drei mittleren Instandsetzungen fertig werden, ganz wie es der Plan vorsieht. Aber da ist noch ein 55er hinzugekommen. Den müßt ihr zusätzlich durchziehen. Es geht also um zweierlei, um das Einhalten der Termine und um ausgezeichnete Qualität. Sicherlich brauche ich niemanden an euren Wettbewerbsaufruf zu erinnern. Also wie gehabt: Meine Hand für mein Produkt – und







Als müßten sie ihn selber fahren

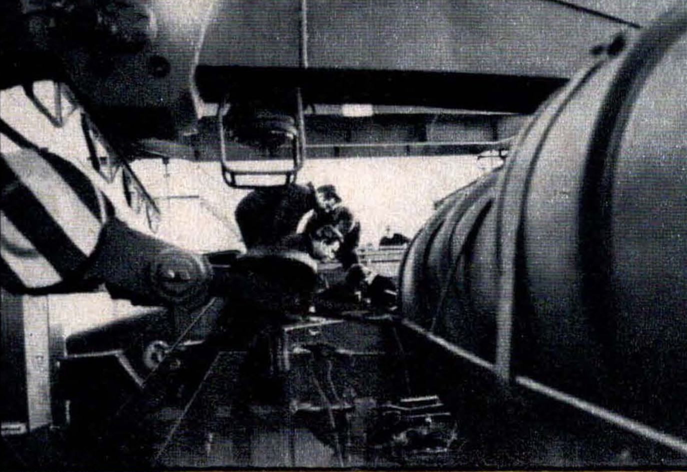
nun los!" Mit der Klärung einiger organisatorischer Fragen dauert das keine fünf Minuten. Die meisten Kollegen beschäftigen sich schon über zehn Jahre mit dem Innenleben gepanzerter Fahrzeuge, wissen, wo sie anpacken müssen. Günther Sefzik beschaut sich den Neuankömmling. Früher war er selber Panzerfahrer auf einem T-34. Klar, daß er mit der Entwicklung Schritt gehalten hat und auch die moderne Kampftechnik beherrscht. Systematisch geht Kollege Sefzik vor, „durchkämmt" den Panzer von vorn bis hinten und von unten bis oben. Das ist ja fast der Idealfall, stellt er erfreut in Gedanken fest. Alles haben die Jungen von der Besatzung saubergemacht, und vollständig ist der „Dicke" auch. Prima, kommt uns sehr entgegen. Brauchen wir fehlende Teile nicht erst mühselig anzufertigen, um die Schlamperei anderer auszubügeln. Da sparen wir Zeit. Und Zeit hilft uns, Qualität zu liefern. Vielleicht schaffen wir es, den hier mit einem Q am Rohr zu versehen, dem äußeren Zeichen unserer guten Arbeit.



Zu Beginn des Ausbildungsjahres 1977/78 hatte sein Kollektiv alle Zivilbeschäftigten zum Wettbewerb „Soldatenbekenntnis 78" aufgerufen und damit eine große Verantwortung übernommen. Die Panzerinstandsetzer versprachen, für die Güte ihrer Arbeit acht Monate die Garantie zu übernehmen und den Jahresinstandsetzungsplan in 50 Wochen zu erfüllen. Darum arbeiten sie fleißig wie die Bienen, wollen keine Stockungen oder Verluste aufkommen lassen.

Emsiges Treiben herrscht in der Instandsetzungshalle. Am riesigen Portalkran, der die Breite der Halle einnimmt, hängt der Motor des „Dicken". Der ist schon gar nicht mehr als Panzer zu erkennen. Die Panzerschlosser Karl-Heinz und Peter Weigert, Unteroffizier und Gefreiter d. R. – zwei Brüder – haben ihn völlig demontiert. Eigentlich steht nur noch die Wanne da, und aus der sind auch schon alle „Eingeweide" entfernt. Sachte setzt der Kran den Motor ab. Zu dritt zerlegen ihn die beiden Weigerts und Horst Sachse, ein Feldwebel d. R. Hier sind einige Buchsen auszuwechseln, dort muß ein Bolzen neu gedreht werden. Im großen und ganzen hält sich alles im Rahmen. Anders war es ein paar Wochen zuvor. Da standen fast ein Dutzend Panzer vor den Werkstatttoren und sollten gleich wieder vom Hof, weil die Truppe sie brauchte. Was tun? Kurze Beratung im Kollektiv. „Ziehen wir durch", hatte da einer vorgeschlagen. Aber das war leicht







Schweißer Peter Papritz und Panzer-Funkmechaniker Georg Noack sind auf der linken Seite zu sehen. Horst Barth, den Panzer-Elektriker, fotografierten wir in seiner Werkstatt, während wir Panzer-Schlosser Horst Sachse erlebten, wie er Wasser in das Kanonenrohr goß, um dann ihre Funktion zu überprüfen.

Als müßten sie ihn selber fahren

gesagt. Mancher hatte sich was vorgenommen für die Zeit nach Feierabend. Mit der Frau ins Kino oder endlich den Zaun im Garten reparieren. Sie brauchten sich nicht zu streiten. Sie hatten miteinander gesprochen, wie es unter Arbeitern üblich ist. Ausschlag gab letztlich das Verantwortungsgefühl für all die gepanzerten Fahrzeuge – als müßten sie sie selber fahren . . .
Heute sieht es nicht so problematisch aus. Die Bolzen und Buchsen übernimmt Kurt Drocholl, der Dreher, ebenfalls ein Reservist. Bei ihm heißt die Devise: Vorratswirtschaft! Damit keine Stockungen im Arbeitsprozeß eintreten, fertigt er verschiedene Stücke über die geforderte Anzahl hinaus. Immer wieder greift er zum Meßschieber und prüft, ob er in den Toleranzen bleibt. Stellt sich später nach dem Einbau heraus, deine Arbeit war ungenau, muß vielleicht alles wieder ausgebaut werden – hält sich der Dreher ständig vor Augen. Lieber zweimal messen, als allen doppelte Mühe machen.
Die Funkstation ist bei Georg Noack, dem Panzerfunkmechaniker und Stabsfeldwebel d. R., in guten Händen. Seine Arbeit ist besonders knifflig. Irgendwo in diesem Gerät ist eine Macke versteckt, grübelt er. Die muß ich finden. Wo anfangen? Kollege Noack ist die Ruhe selbst. Na, da wollen wir mal die ganze Station schön der Reihe nach durchprüfen. Auf dem Arbeitsplatz vor ihm ein Gewirr von Kabeln. Die Zeiger der Meßgeräte schlagen aus, verharren zitternd an den entsprechenden Stellen.
„Alles in Ordnung – nur zum Teufel, das Funkgerät funktioniert nicht", flucht Noack leise vor sich hin. Vielleicht stimmen die Frequenzen nicht, zuckt es durch seinen Kopf. Oder sind die Quarze hinüber? Schnell und sicher löst er aus dem Gerät den Block heraus, in dem sich die Quarze befinden. Jeden von ihnen prüft er mit einem Meßgerät. Alle weichen um ein geringes vom Wert ab. Was nun? Noack weiß sich zu helfen. Er lötet Kondensatoren an die Quarze, prüft sie noch einmal. Jetzt zeigt das Meßgerät die geforderten Werte an. Das Zusammenbauen ist nur noch eine Kleinigkeit. An seiner Arbeit soll das Q nicht scheitern, denkt er zufrieden. Die Kiste ist wieder in Ordnung, dafür lege ich meine Hand ins Feuer. Mit diesen und ähnlichen Stationen beschäftigt sich Georg Noack schon seit mehr als 12 Jahren. Erst in Uniform und später in Zivil. Hast sie bis ins Detail kennengelernt, könntest beinahe mit verbundenen Augen arbeiten, frohlockt er in Gedanken.



Der Panzerelektriker Stabsfeldwebel d. R. Horst Barth hat längst begonnen, alle elektrischen Leitungen durchzuprüfen und zu erneuern. Von ihm behaupten die Genossen, seine Kabelbäume glichen den industriell gefertigten wie ein Ei dem anderen. Barth kriecht selbst in schwer zugängliche Ecken und Winkel und installiert seine gelben, roten und blauen Drähte. „Wenn der Panzer durchs Gelände rollt, dann darf der Stromfluß nicht durch die Erschütterungen unterbrochen werden", erklärt er einem jungen Soldaten, der ihm zur Hand geht. „Also ist Sorgfalt oberstes Gebot, weil sie Sicherheit gibt und Qualität beschert. Man muß als Instandsetzer den Panzer so behandeln, als würde man ihn selber fahren . . ."
Nach und nach nimmt der T-55 wieder die Gestalt eines Panzers an. Motor und Getriebe haben schon ihren Platz gefunden, und der Turm wird gerade aufgesetzt. Die Ketten für das Fahrwerk liegen bereit. Nach kurzer Zeit sind auch sie angebracht. Aber noch weiß niemand, ob alles im Zusammenspiel klappt. Eine Erprobungsfahrt wird die letzten Zweifel beseitigen. An den Lenkknüppeln nimmt Günther Sefzik Platz. Als ehemaliger Panzerfahrer kommen ihm hier seine Erfahrungen zugute. Aus dem Turmluk schaut Panzerschlosser Sachse. Mit von der Partie sind noch ein Waffenmeister und der Stammfahrer.
Die Teststrecke ist in der Nähe der Werkstatt. Auf ihr wird der runderneuerte T-55 voll gejagt und plötzlich abgebremst. Mit voller Kraft muß er einen Hang erklimmen, gleich darauf kurze Wendungen vollziehen. Günther Sefzik hat kein Erbarmen mit ihm. Lieber soll jetzt etwas ausfallen, als später in der Truppe. Aber es zeigt sich, die Kollegen haben ihren guten Ruf gewahrt. Alles ist in Ordnung. Zum Abschluß testen sie noch die Funktion der Kanone mit Wasserbeschußkartuschen.
Auch hier bestätigt sich die Qualitätsarbeit der Instandsetzer. Der „Dicke" kann wieder zur Truppe entlassen werden. Ein paar kosmetische Verfeinerungen mit Farbe und Pinsel muß er noch über sich ergehen lassen, dann wird er der Besatzung übergeben. Die prüft jede Schraube, jeden Splint. Schaut in den Motorraum, kontrolliert das Funkgerät. Sie kann keinen Mangel finden. „Der ist jetzt tipptopp." So haben sie sich ihren Panzer vorgestellt. Bevor er auf einen Tieflader fährt, malt Fähnrich Frank noch das Q aufs Kanonenrohr.

Text und Fotos: Leutnant d. R. Michael Heinrich



Soldaten führen – Technik meistern



In vorderster Linie stehst du, um unser glückliches Leben, unser sozialistisches Heute und kommunistisches Morgen zu schützen und zu verteidigen. Zuverlässig, zu jeder Stunde. Du bist Erzieher junger Menschen, ein Militärspezialist, der auch die komplizierteste Militärtechnik aus dem Effeff beherrscht als

Berufsunteroffizier – Fähnrich – Berufsoffizier

Das sind die militärischen Berufe der Nationalen Volksarmee. Hier kannst du dich beweisen, tagtäglich. Hier erwarten dich große Aufgaben. Hier kannst du deine Berufswünsche wahr machen.
Ob Panzer über das Gefechtsfeld preschen, ob Geschütze Sperrfeuer schießen, ob Kampfflugzeuge in den Himmel jagen, ob Schnellboote ihre Raketen starten – immer und überall wirst du die Befehle geben, wirst du Soldaten führen und Technik meistern.

Das sind begeisternde, anspruchsvolle Aufgaben!

Und sie fordern den ganzen Mann. Doch deine Anstrengungen lohnen sich, denn du erwirbst

- als Berufsoffizier den Hochschulabschluß
- als Fähnrich den militärischen Fachschulabschluß
- als Berufsunteroffizier den Meisterabschluß.

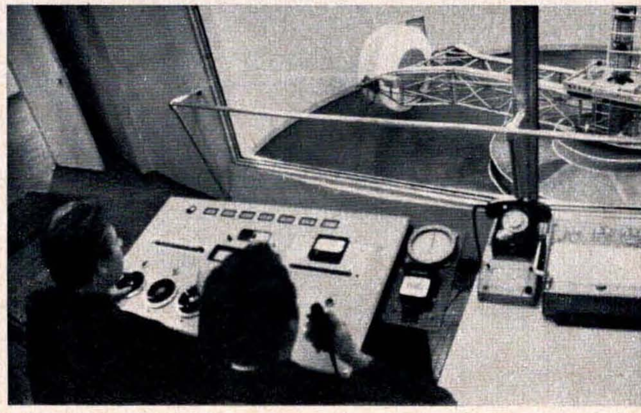
Und das heißt für dich: Du verdienst gut, für deine Gesundheit, für angemessenen Urlaub, für dein berufliches Vorwärtskommen ist vorbildlich gesorgt. Deine Perspektive ist klar und gesichert.

Der militärische Beruf – er kann auch dein Beruf werden!

Willst du mehr darüber wissen, wende dich an den Beauftragten für militärische Nachwuchsgewinnung deiner Schule, an das Wehrkreiskommando oder Berufsberatungszentrum.

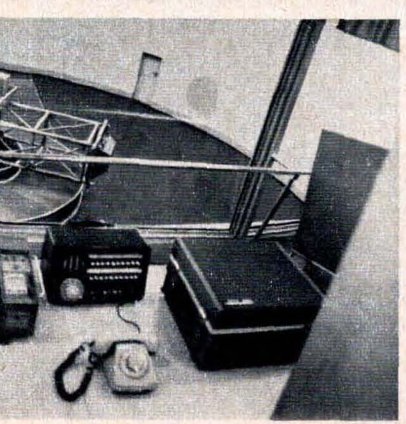
Bei Schwerkraft

Die Simulatorenhalle mit dem Komplex-Trainingsgeräten für Sojus- und Salutbesatzungen, das Vorzimmer zum Weltall. Hier arbeiten die Kosmonauten während der Abschlußperiode ihres umfangreichen Ausbildungsprogramms und trainieren die einzelnen Flugphasen. Sie werden von den Raumfluglehrern per Bildschirm überwacht.



wird im Saal geflogen





Am 14. März 1960, um neun Uhr morgens, wurde für ein Dutzend junger sowjetischer Fliegeroffiziere die erste Schulstunde in einem neuen Lehrfach eingeläutet: Raumflug-Theorie. An diesem Tage begann in einer Waldsiedlung – eine Autostunde von Moskau entfernt – die Ausbildung von Raumfahrern. Monate später sahen sie das erste Raumschiff, und der „Vater der Sputniks", Sergej Pawlowitsch Koroljow, unter dessen Leitung diese tonnenschweren kosmischen Flugkörper entstanden, wies die Raumpiloten in die kugelförmige „Wostok" ein, in der für den Flieger ungewohnte Geräte installiert waren. Mit dem Bau des Raumschiffes, mit dem ein Jahr später der Mensch die Fesseln der Erd-

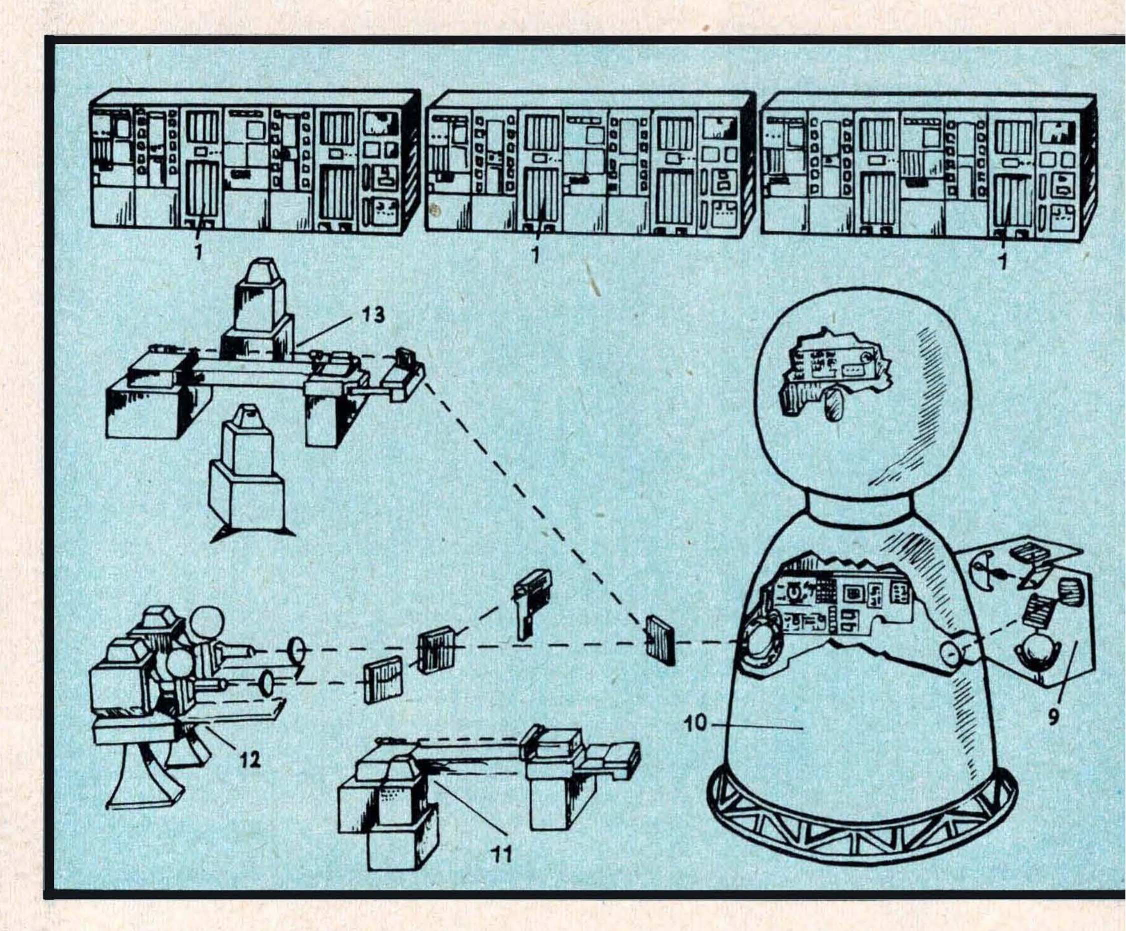
anziehung sprengen sollte, begann auch die Konstruktion von Übungsraumschiffen, die nie die Schwerkraft verlassen werden. Die kleine Waldsiedlung wuchs zu einer modernen Neubau-Vorstadt, in der Hunderte von Spezialisten mit ihren Familien wohnen: das Sternenstädtchen mit dem Raumflug-Ausbildungszentrum „Juri Gagarin", in dem jetzt auch erfahrene Piloten aus den anderen „Interkosmos"-Ländern sich auf ihre Weltall-Bewährung vorbereiten. Zu ihren Lehrern gehören raumerprobte Kosmonauten, die vor achtzehn Jahren an der ersten Kosmonautik-Unterrichtsstunde teilgenommen hatten und in den Simulatoren aller Raumschifftypen der UdSSR – „Wostok", „Woßchod" und „Sojus" – ihre Kommandantenprüfung ablegten oder ihre Bordingenieurlizenz erwarben.

Eine neue Welt der Technik erschließen die Raumflug-Aspiranten im Sternenstädtchen, die hier die Schwelle von der Luftfahrt zur Kosmonautik überschreiten.

In der Luftfahrt gibt es realistische Übungsflüge, in der Raumfahrt nicht. In der Fliegerei nimmt die Qualifikation mit der Anzahl der tatsächlich geflogenen Stunden zu, in der Raumfahrt muß sie bis zum ersten Start ins All durch Hunderte und Tausende Simulatorstunden erworben werden. In der Fliegerei heißt es, wenn man am Simulator sitzt: Bei Regen wird im Saal geflogen. In Abwandlung dieses Slogans muß man in der Raumfahrt sagen: Bei Schwerkraft wird im Saal geflogen.

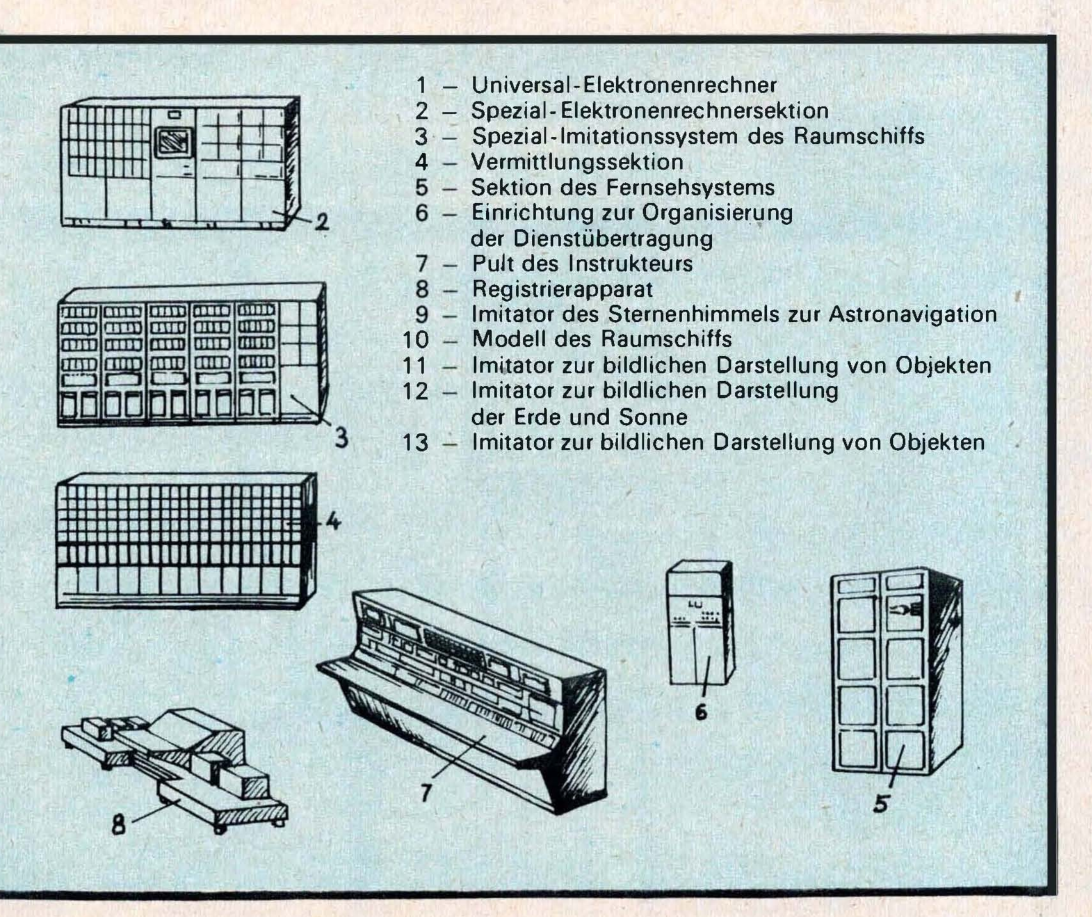
Die Erdanziehung steht einer Ausbildung wie in der Fliegerei im Wege – aber Trainingsflüge ins All, die verbieten sich von selbst. Deshalb hat man im ZKP (russ.: Abkürzung für Zentrum für die Vorbereitung von Kosmonauten) verschiedene Simulatorentypen in Betrieb.

Wir fragten den ZPK-Chef, Generalleutnant Beregowoi, ob man in den großen Raumschiff-Hallen des Sternenstädtchens ein Stück Kosmos installiert habe. Der Leiter des Ausbildungszentrums, Testpilot und „Sojus"-Kommandant, meinte: „Nicht ein Stück Kosmos, sondern ein Stück Kosmos-Imitation. Wir versuchen zwar, die Ausbildung so realistisch wie möglich zu gestalten, aber alles kann man auf der Erde nicht erreichen. Wir simulieren



in unseren unbeweglichen Schulraumschiffen dynamisch sehr viel, spielen immer wieder – bis zum Automatismus – alle Manöver und Experimente einschließlich unvorhergesehener Gefahrensituationen durch. Bis auf die Schwerelosigkeit – und sie ist ein entscheidender Faktor – können wir nahezu alle Phasen der Flugprogramme mit Hilfe der Rechentechnik und eines großen Stabes von Wissenschaftlern und Ingenieuren naturgetreu gestalten." Spezielle „Sojus"- und „Salut"-Simulatoren gewöhnen die Besatzungen an die Arbeitsbedingungen im All. Eine Raumschiffversion mit Namen „Ozean" wird für das Wasserlandetraining eingesetzt. In einem riesigen Bassin üben die Besatzungen in Skaphandern den Ein- und Ausstieg in Raumschiff- und Raumstation-Attrappen im Schwebezustand, der sich der Schwerelosigkeit annähert. In gewaltigen Druckkammern, die komplette Raumflugsysteme aufnehmen, werden Havarietests inszeniert. Mehrere strahlgetriebene Transportflugzeuge, deren Rümpfe Raumschiffteile aufnehmen, gewöhnen die Besatzungen bei Parabelflügen an Situationen der Schwerelosigkeit. Dabei wird immer für etwa eine dreiviertel Minute der Zustand der Schwerelosigkeit erzeugt. Ein Großraum-Transporter wurde völlig umgebaut und das Rumpfheck mit einem „Salut"-Kopplungsaggregat ausgerüstet. Ein doppelsitziges Überschall-Jagdflugzeug mit der Rendezvous- und der Kopplungssteuerung von „Sojus" pirscht sich im Fluge an diese Maschine heran. So erwirbt sich der „Sojus"-Kommandant die Sicherheit, präzise Anlegeoperationen durchzuführen. Und schließlich legen die Besatzungen vor jedem Kosmos-Start in dem sogenannten Komplex-Simulator des Typs „Sojus" ihr Reifezeugnis für Weltall-Missionen ab (siehe Zeichnung). Im Bullauge der Übungsraumschiffe erscheinen der Sternenhimmel und auf dem Bildschirm vor den beiden Raumfahrer-Sesseln die Erde, so wie man den Kosmos und unseren Planeten aus dem Orbit sieht. Hunderte von Probestarts in den Simulatorhallen gehen einem Start vom Kosmodrom in Baikonur voraus.

Karl-Heinz Eyermann
Zeichnung: E. Els
Fotos: Paszkowiak



1 – Universal-Elektronenrechner
2 – Spezial-Elektronenrechnersektion
3 – Spezial-Imitationssystem des Raumschiffs
4 – Vermittlungssektion
5 – Sektion des Fernsehsystems
6 – Einrichtung zur Organisierung der Dienstübertragung
7 – Pult des Instrukteurs
8 – Registrierapparat
9 – Imitator des Sternenhimmels zur Astronavigation
10 – Modell des Raumschiffs
11 – Imitator zur bildlichen Darstellung von Objekten
12 – Imitator zur bildlichen Darstellung der Erde und Sonne
13 – Imitator zur bildlichen Darstellung von Objekten

Kosmos klein-klein





















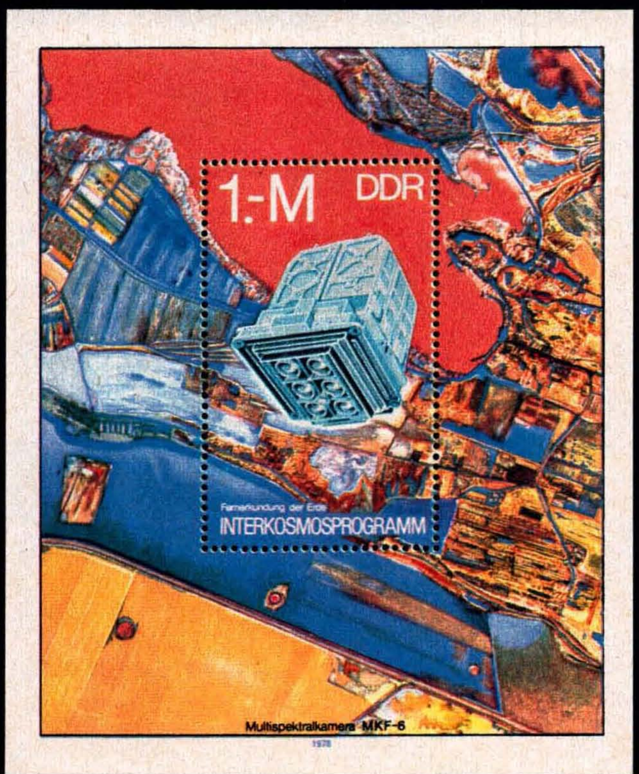




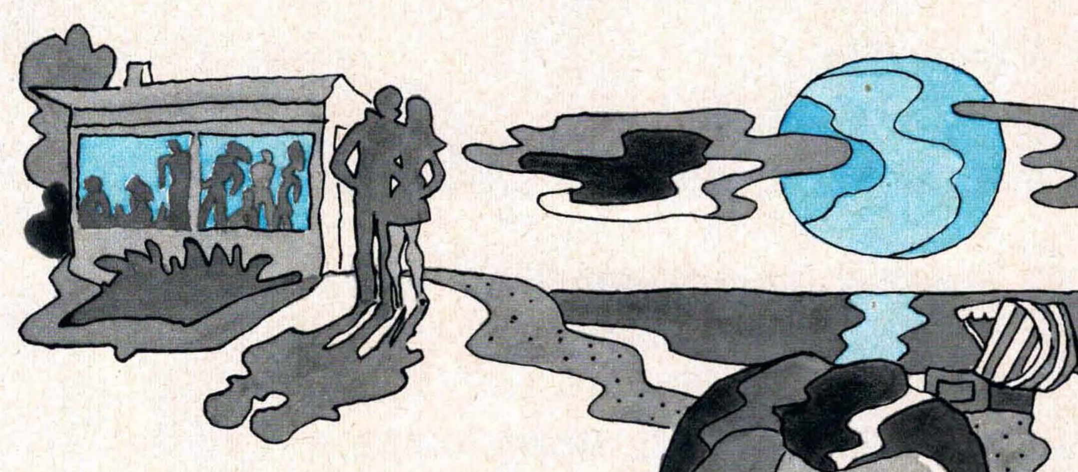


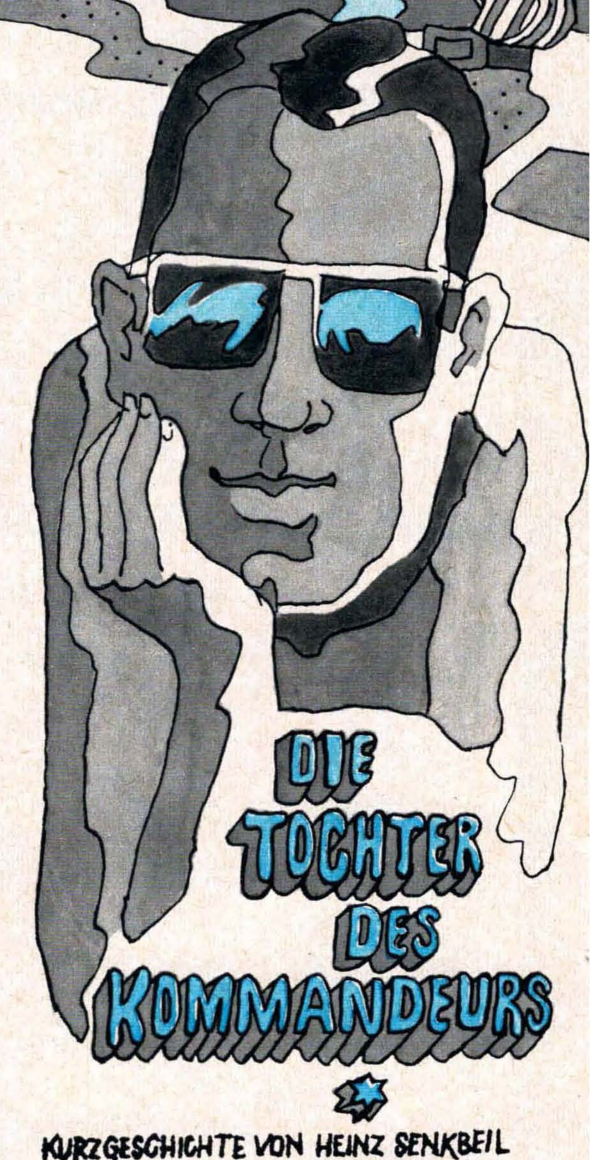






Die Weltraumfahrt und -forschung sind seit Anbeginn Gegenstand der Philatelie. Ist doch dieses Thema besonders reizvoll, was sich auch in der künstlerischen Gestaltung der Blöcke und Einzelmarken ausdrückt. Man muß nicht unbedingt Philatelist sein, um sich an diesen Klein-Kunstwerken zu erfreuen. Die Briefmarken zum Thema Kosmos lassen den Sammler eine fast lückenlose Chronik der wichtigsten Ereignisse dieses interessanten Bereichs zusammenstellen. Philatelisten wissen, daß mit der Briefmarke bereits das Internationale Geophysikalische Jahr 1957/58 gewürdigt wurde. Sonderbriefmarken zur Landung von „Lunik II" auf dem Mond und die Serie zum ersten bemannten Weltraumflug durch Juri Gagarin waren Höhepunkte in der Philatelie. Und ein nicht minderes Interesse erfuhren die Sonderblocks, die unter anderem auf sowjetische Weltraumerfolge anläßlich der fünfjährigen Weltraumforschung (1962), den zehnjährigen bemannten Flug ins All (1971) sowie auf das Interkosmosprogramm (1978) hinweisen. H. H.



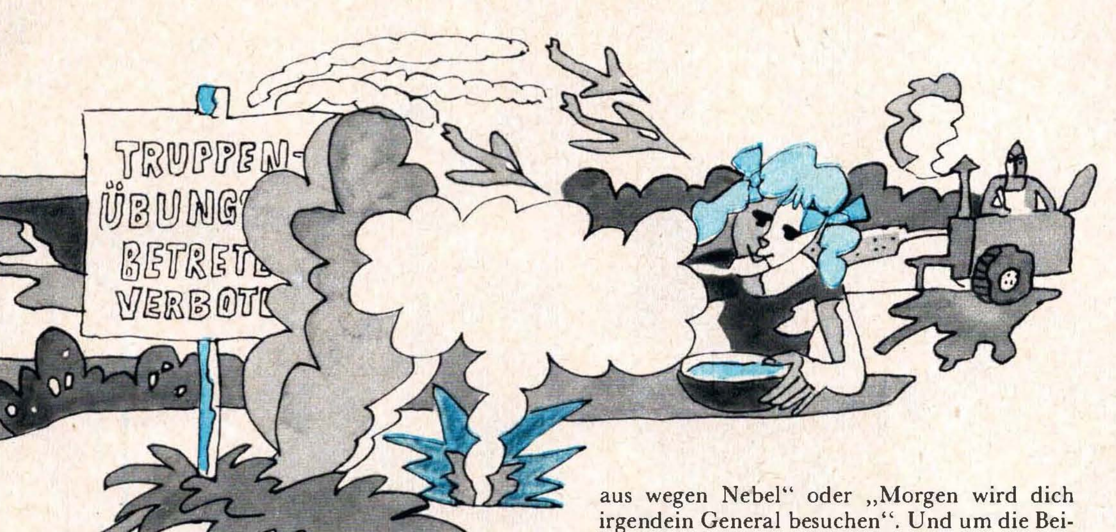


Ich habe euch beide gestern beobachtet, junger Mann, Sie und meine Tochter, da hinten im Strandrestaurant. Am Abend zur Disko war's. Nein, nicht, daß Sie jetzt denken, ich spioniere ihr nach. Ist ja schließlich beinahe volljährig, das Kind.

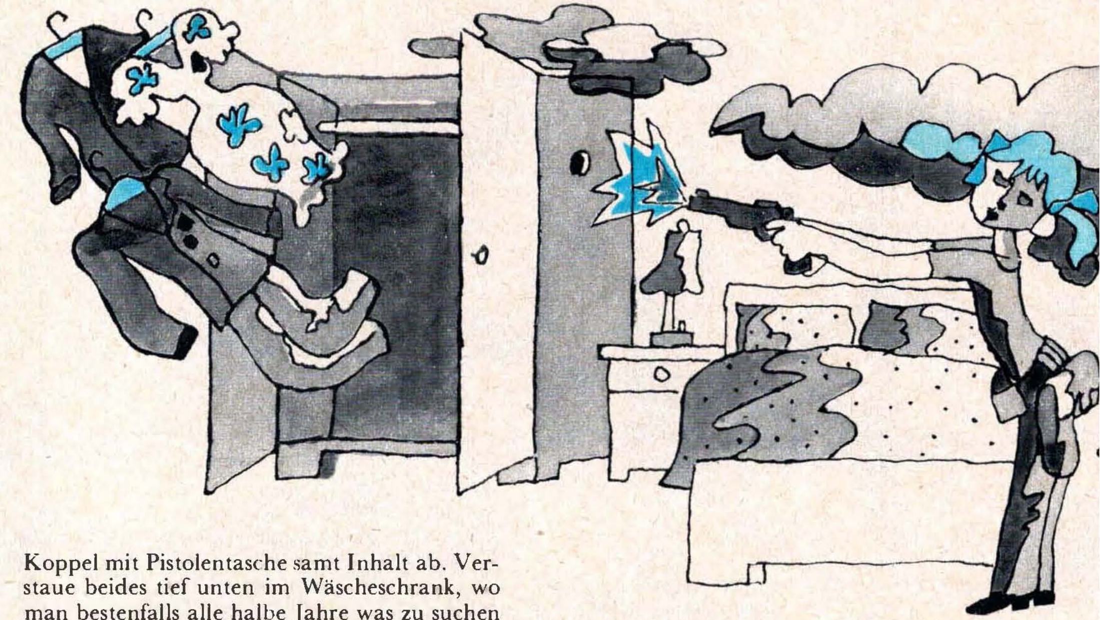
Es war reiner Zufall, daß ich euch entdeckt habe. Ich war ein bißchen spazieren. Allein. Meine Frau hatte mit ihrem Sonnenbrand zu tun und darum früh das Quartier aufgesucht. Ich dagegen schlenderte noch den Strand entlang. Bin gern im Freien, zu jeder Tageszeit. Auch zu jeder Jahreszeit. Hängt wohl mit meinem Beruf zusammen. – Als ich im Halbdunkel die Fenster der Gaststätte leuchten sah, fühlte ich mich dazu verleitet, einen Blick durch die Scheiben zu werfen. Wollte mich mal davon überzeugen, wie sich die junge Generation heutzutage in ihrer Freizeit gibt. Na ja, ganz so wild, wie's manche berichten, scheint es nicht zu sein. Hatte jedenfalls Schlimmeres erwartet. Befremdet hat mich lediglich die Art, wie ihr miteinander getanzt habt. Sofern man überhaupt noch von Partnertanz reden kann. Aber man ist tolerant. Wir Älteren sind überhaupt viel toleranter, als ihr manchmal denkt. Das sei nur beiläufig gesagt.

Ich nehme an, daß ihr bei eurem gestrigen Beisammensein wenig auf einen ernsten Gedankenaustausch aus gewesen seid. Außerdem, die Musik, oder das, was ihr für Musik haltet, ließ wohl auch kaum eine Möglichkeit für eine Unterhaltung offen. Die Geräusche waren ja bis hierher zum Wasser zu hören. Aber es ist immer gut, wenn man rechtzeitig etwas mehr von dem anderen weiß – Sie, junger Mann, beispielsweise von meiner Tochter, damit sich später keine Enttäuschung einstellt, falls aus eurem Kennenlernen mehr als eine Urlaubsbekanntschaft wird.

Unsere Petra, das schicke ich gleich voraus, ist



ein bißchen aus der Art geschlagen. Von klein auf. Und ich hab's geduldet, anfangs sogar mit ein bißchen Wohlwollen betrachtet. Beispielsweise, als sie mit acht Jahren in ihrer Schürzentasche leere Patronenhülsen anschleppte und in den Tagen darauf immer mehr davon zusammensuchte, auf dem Schießstand hinter der alten Försterei, wo sie eigentlich nichts zu suchen hatte. – Ach so, das muß ich zur näheren Erläuterung hinzufügen: Wir wohnen ein bißchen abgelegen, im Nordosten, in einer Siedlung mitten im Wald. Ich habe da was mit der Landesverteidigung zu tun. Aber auch das nur so nebenbei. Als sie neun war, ließ ich es zu, daß sie sich mein altes Koppel aneignete. Meine Schirmmütze setzte sie sich bisweilen auf, um sich damit im Spiegel zu betrachten. Und meine abgelegten Schulterstücke sammelte sie. Ein Jahr darauf zu Weihnachten wünschte sie sich eine Kartentasche, um damit Melder oder Sanitäter oder sonstwas zu spielen. Zu ihrem zehnten Geburtstag wollte sie unbedingt einen Kompaß. Keine Puppe und keinen Puppenwagen, sondern einen Marschkompaß, wie ihn unsere Offiziere und Unteroffiziere haben. Meiner Frau war das alles längst nicht mehr geheuer. Mich dagegen amüsierte es jedesmal. Die kommt nach mir, dachte ich. Sie müssen wissen: Von Anfang an bin ich dabei, bei der Volksarmee. Außerdem, können Sie mitfühlen, was das ist: väterliche Eitelkeit?
Bisweilen war's mit ihr richtig spaßig. Wenn auf unserem Flur das Diensttelefon klingelte, ging mitunter sie 'ran. Nahm den Anruf entgegen wie ein angehender Diensthabender, ehe sie mir den Hörer übergab. Zumeist war das mit Kommentaren verbunden wie „Da hat einer einen Unfall gebaut" oder „Das Nachtschießen fällt aus wegen Nebel" oder „Morgen wird dich irgendein General besuchen". Und um die Beispiele aus jener Zeit abzuschließen: Als ich einmal abends zur Jagd wollte und mein Doppelglas vermißte, brauchte ich nicht lange zu suchen. Meine Tochter hatte es. Von ihrer Dachkammer aus hatte sie damit verfolgt, was im Laufe des Nachmittags zwischen Häusern und Vorgärten so vor sich ging. Sogar aufgeschrieben hatte sie's. In einer Kladde, ähnlich wie es laut Vorschrift unsere Aufklärer tun. War zumeist banales Zeug: wann und bei wem ein Hund bellte, um wieviel Uhr es in der Verkaufsstelle Bananen gab, daß ein gewisser Major Müller vom zweiten Bataillon bereits fünf Minuten vor Dienstschluß an seiner Garage baute. Auf diese Weise wurde ich auch darüber informiert, daß am hellichten Tage ein Gefreiter in Felddienstuniform mit drei Flaschen Bier unterm Arm aus der Landgaststätte kam – hm!
Ich sehe Ihren fragenden Blick. Ich nehme an, daß Sie Ihren Wehrdienst bereits hinter sich haben. Müßten Sie eigentlich, Ihrem Alter nach. Vielleicht stehen Sie aber auch noch mittendrin. In jedem Falle aber muß ich Ihnen erklären: Ständige Gefechtsbereitschaft an moderner Kampftechnik und Alkohol, das paßt nicht zusammen! Darum kann ich sehr eklig werden, wenn ich erfahre, daß Bier oder Schnaps illegal in meine Dienststelle kommen. In so einem Falle pflege ich hart durchzugreifen. – Na ja, in diesem Zusammenhang ist es heraus: Ich bin militärischer Vorgesetzter, Kommandeur eines Truppenteils. Genauer: eines motorisierten Schützenregiments.
Um aber auf das Kind zurückzukommen, später leistete es sich auch Sachen, die alles andere als lustig waren. So daß meine Frau allmählich wieder Oberwasser gewann und ich mich ihr anschließen mußte mit ihren Bedenken. – Kehre ich doch mal wieder zu nächtlicher Stunde vom Schießplatz zurück, zum Umfallen müde, versteht sich. Bevor ich mich ausziehe, lege ich mein



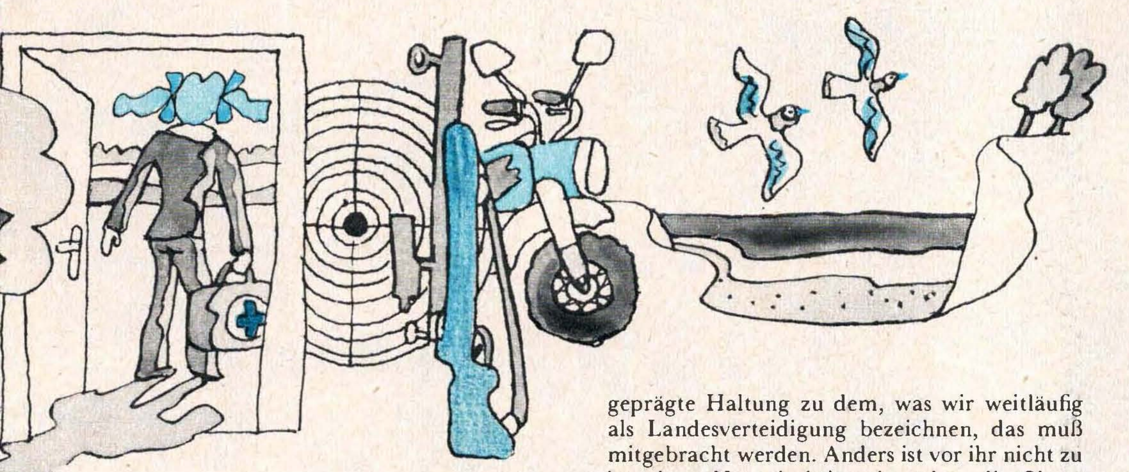
Koppel mit Pistolentasche samt Inhalt ab. Verstaue beides tief unten im Wäscheschrank, wo man bestenfalls alle halbe Jahre was zu suchen hat. Für die eine Nacht, denke ich, wird's schon gehen. Als das folgende geschah, war es schon hell. Ein kurzer, mir allzu bekannter Knall weckt mich. Das Schlafzimmer stinkt nach Pulverqualm. Neben dem Bett steht meine Tochter, mit verdattertem Gesicht. Das Schießeisen in beiden Händen. Ich weiß genau, die Pistole war unterladen und gesichert gewesen. Ist ja auch Vorschrift so. Hatte das Luder also daran 'rumgespielt. Das heißt, zuerst hatte es im Zimmer, so auch im Wäscheschrank herumgestöbert, unerlaubt, versteht sich, und dann an der Waffe herumgefummelt.

Der Schuß durchschlug den Kleiderschrank, quer von links nach rechts. Alle meine Anzüge und die Kleider meiner Frau wurden in Brusthöhe durchlöchert. Gab eine Menge Ärger hinterher mit der Versicherung, von wegen Kunststopfen und so. Und dienstlichen Ärger erst! Ich sah mich schon degradiert und versetzt. Eine Disziplinarmaßnahme folgte auch. Nicht ganz so schlimm, aber lassen wir das...

Meine Tochter bekam in der ersten Rage eine von mir gelangt. Erst nahm ich ihr die Waffe aus den zitternden Händen, vorsichtig wie ein mit Dynamit geladenes Hühnerei, und dann holte ich aus. Es war das erste Mal, daß mir bei ihr die Hand ausrutschte. Hat mir danach lange Zeit leid getan. Hat auch wenig bewirkt, die Ohrfeige. Ihre übersteigerte Neigung zum Militärischen habe ich ihr damit nicht austreiben können. Wie es sich bald darauf bei anderer Gelegenheit zeigte. Lassen Sie mich darum noch eine Begebenheit hinzufügen, die letzte, das verspreche ich Ihnen.

Kommt doch kurz vor Beendigung einer Regimentsübung der Zugführer von den Regulierern zu mir auf den Gefechtsstand und meldet, man habe eine jugendliche Person weiblichen Geschlechts festgenommen. Namen und Alter wolle diese nicht nennen. Sie halte sich jetzt hinten bei der Feldküche auf; drei Schlag Linsensuppe habe sie währenddessen verschlungen. Linsen! Mir schwante gleich nichts Gutes. Linsen ißt das Kind noch heute gern. Und dann der Appetit! Petra verdrückt soviel wie ein ausgewachsener Ladekanonier von den schweren Haubitzen. „Was zum Teufel ist in dich gefahren", herrsche ich sie an, nachdem ich sie hatte zu mir holen lassen, „mitten im Übungsgelände!" – „Es war nur am Rand", korrigiert sie mich, „so richtig war ich doch noch gar nicht drin." – „Aber du weißt doch, daß es nicht erlaubt ist. War denn kein Posten in der Nähe?" – „Die stehen doch bloß an den Zufahrtswegen. Dazwischen, wo Wald ist, sind keine." – „Aber Schilder sind überall angebracht. Und da steht drauf: ‚Truppenübungsplatz. Betreten verboten!' Sich in solch eine Gefahr zu begeben! Panzer, Kanonen, Raketen! Hast du mal an Mutti gedacht?" – Sie darauf mit unschuldigster Miene: „Ich wollte doch nur mal wissen, wie du hier draußen so lebst." – Junge, Junge! Ich konnte dazu nichts mehr sagen. Da muß ja jedes Vaterherz wie Butter in der Sonne schmelzen!

Aber Ähnliches konnte sich wiederholen. Mir war klar, so durfte es nicht weitergehen. Froh war ich deshalb, als sie mit sechzehn aus dem Hause ging. Das heißt, ich war nicht froh, aber



ich empfand es als unbedingt notwendig, daß sie anderswohin kam. Sie begann einen Beruf zu erlernen: Krankenschwester – Auswirkung eines Lehrganges für junge Sanitäter, den sie einst als Thälmannpionier absolvierte. Seitdem verlor ich sie ein bißchen aus den Augen. Sah sie nur hin und wieder zu den Wochenenden, sofern ich da war. Sofern sie kam! Denn bisweilen blieb sie aus. Meine Frau und ich dachten zuerst an einen Freund. Sie hatte mehrere Freunde. Aber keiner schien es lange bei ihr auszuhalten. Oder aber, sie gab sich mit keinem zufrieden. Was ich außerdem noch an dürftigen Informationen von ihr erhielt: Neben der Ausbildung waren da noch ein paar Interessen, die sie charakterisieren: Fahrerlaubnis für Motorrad, Schießen – Gewehr stehend freihändig auf hundert Meter. Muß ein gutes Auge haben, die Petra, und eine sichere Hand. Wie weiland Daniel Boone, wenn dieser Vergleich statthaft ist. Bei ihr geht kein Schuß mehr quer durch den Kleiderschrank wie damals...

Im nächsten Monat kehrt sie in unsere Waldgegend zurück. Hat ausgelernt. Beginnt in unserem Armeelazarett zu arbeiten – wo schon sonst? Will sich da mal zur Operationsschwester qualifizieren. Ach so, in diesem Zusammenhang ist noch bemerkenswert, daß sie sich einer Judogemeinschaft anschließen wird. Erst war der Fallschirmsport in Erwägung gezogen, aber sowas können wir in unserer Abgelegenheit leider nicht bieten. – Sie haben also was zu erwarten, mein Freund! Falls euer Kennenlernen, das gestern da hinten im Strandrestaurant begann, sich zu einer dauerhaften Beziehung gestalten sollte. Klingt überdreht, ich weiß. Also sage ich's einfacher: Falls ihr Gefallen aneinander finden solltet, dann wird einiges auf Sie zukommen. Nicht nur politische Haltung, gesellschaftliches Engagement, Charakter sind gefragt; das sind selbstverständliche Voraussetzungen. Eine wohlüberlegte und ausgeprägte Haltung zu dem, was wir weitläufig als Landesverteidigung bezeichnen, das muß mitgebracht werden. Anders ist vor ihr nicht zu bestehen. Na, wie ist's, wie stehen die Chancen? Bekommst du kalte Füße, oder wirst du es aufnehmen mit ihr, mein Sohn?

All das sprach der Ältere von den beiden, der Kommandeur, nicht aus. Es ging ihm nur so durch den Kopf, während er den anderen, den Jüngeren, der unweit von ihm im heißen Sand lag, abschätzend musterte. Der Junge, braungebrannt wie die meisten am Strand, war schmal gebaut. Dunkelhaarig. Das Haar nicht kurz, aber auch nicht auffallend lang. Ein in sich gekehrter Typ, schlußfolgerte der Kommandeur, da der andere die ganze Zeit über beinahe reglos auf das Meer hinausgeblickt hatte.

„Entschuldigen Sie, daß ich Sie anspreche, junger Mann."

Der Angesprochene wandte leicht den Kopf. Es schien, als sei er aus einem Tagtraum erwacht. „Ja?"

„Ich habe nur eine Frage."

„Bitte."

„Meine Neugierde wird Sie verwundern", sagte der Kommandeur, „trotzdem, was haben Sie für einen Beruf?"

„Muß ich darauf antworten?"

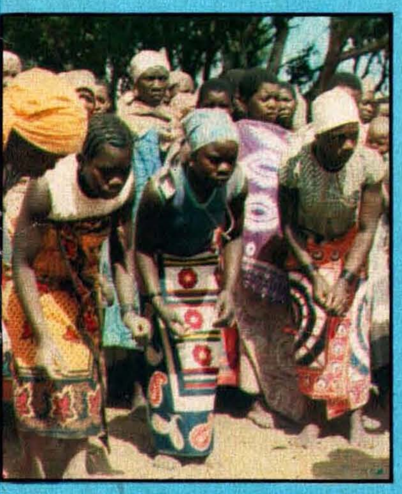
„Es würde mich interessieren."

Der Junge zögerte. Beinahe verlegen zuckte er mit den Schultern. „Ich dränge mich ja nicht auf. Aber wenn Sie es unbedingt wissen wollen: Noch bin ich Offiziersschüler. Im nächsten Monat werde ich Leutnant sein. Zugführer bei den Panzern. Irgendwo im Nordosten werde ich dienen." Er machte eine Pause. „Ich freue mich darauf", fuhr er dann fort, „besonders seit gestern abend freue ich mich." An dieser Stelle stockte er, blinzelte, weil ihm die Sonne mitten ins Gesicht schien. „Aber was erzähle ich Ihnen denn da?"

Der Kommandeur schmunzelte. Er erhob sich, wischte sich den trockenen, weißen Sand vom Bauch, sagte über die Schulter hinweg: „Hast recht, Genosse. Das andere geht keinen außer euch was an."

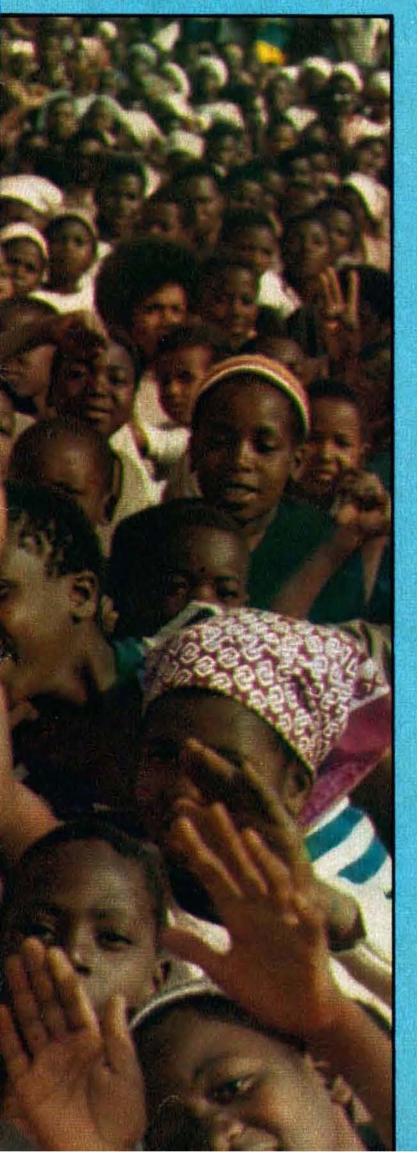


Zum Volksfest wird alljährlich der Jahrestag der Befreiung vom portugiesischen Kolonialismus. In 10jährigem Kampf befreiten die Männer der FPLM ein Territorium von der etwa doppelten Größe der DDR. Immer wieder bekunden die Bewohner aber auch ihren Willen, der Freiheitsbewegung Simbabwes jegliche Unterstützung zu gewähren.



Den Feind erkennt man nicht an der Hautfarbe

Mit Salomão und José durch Maputo



Aller guten Dinge sind drei, sagt man. Trifft das auch auf schlechte, sagen wir, auf Fehler zu? Diese Frage bewegte mich an diesem 6. Februar 1978, mitten im moçambiquanischen Hochsommer, waren mir doch schon zwei kapitale Fehler unterlaufen. Der erste gleich beim Heraustreten aus dem Hotel „Tivoli" in Maputo. Fast vier Jahrzehnte lang klingt einem Vaters Mahnung im Ohr: „Vor dem Überqueren der Straße erst nach links, dann nach rechts schauen." Für Länder mit Rechtsverkehr eine wirkliche Lebenshilfe. Doch seit zwei Tagen bin ich in der Volksrepublik Moçambique. Das Kreischen zweier Bremsen macht mir schlagartig meine Fehlleistung bewußt – hier ist ja Linksverkehr. Also hätte ich erst nach rechts gucken müssen. Nebenbei: So richtig umschalten lernte ich während meines gesamten 10tägigen Aufenthaltes in der Volksrepublik Moçambique nicht. Das zweite Fehlverhalten folgte auf dem Fuße. Meine zwei Gesprächspartner, die mich auf der gegenüberliegenden Straßenseite freundlich begrüßten, sichtlich erleichtert darüber, daß ich die Avenida doch heil überquert hatte, zogen mit mir plaudernd durch mehrere Straßenzüge. An einer angenehmen schattigen Straßenecke lud ich beide zum Sitzen ein. An der Bordsteinkante gedachte ich mit ihnen weiter zu reden. Verständlich, bei 34 Grad im Schatten. Ich saß schon halb, doch die beiden dunkelhäutigen Partner ließen lächelnd die weißen Zahnreihen blitzen: „Sie setzen sich falsch." Übermäßig gescheit war mein Gesichtsausdruck bei dieser Eröffnung wohl kaum, bis mir ein Licht aufging: Die Namen der Straßen sind hier nicht an Schildern befestigt, sondern auf die Ecken der Bordsteinkanten geschrieben. Und ich war im Begriff, einen Teil der Aufschrift „Avenida Patrice Lumumba" zu verdecken und damit eine Verkehrswidrigkeit zu begehen. Würde es zu einem dritten Fehler kommen?

Nein, denn alles andere als ein Fehler war es, die Bekanntschaft dieser beiden Moçambiquaner gesucht zu haben. Unverzeihlich hingegen wäre es, sie nun den Lesern nicht endlich vorzustellen.

So darf ich bekanntmachen: Salomão Graça und José Mazumo. Salomão ist mit seinen 25 Jahren der ältere von beiden. Also „dem Alter die Ehre", zuerst von sich zu erzählen. Er tut das so, daß er sogleich eine für ihn charakteristische Eigenschaft offenbart: einen alles überwindenden Optimismus. An den Anfang seiner Erzählung stellt er nicht die Armut der Kinder-

jahre, den frühen Tod des in einer portugiesischen Erdölraffinerie schwer schuftenden Vaters, das Wüten der Cholera, dem zwei seiner Schwestern schon vor Erreichen des fünften Lebensjahres zum Opfer fielen. Kein Wort auch über die zwei schweren Verwundungen im Kampf, deren Nachwirkungen ihm mehr zu schaffen machen, als er wahrhaben möchte. Nichts von alldem. Er beginnt mit dem für ihn schönsten Erlebnis.

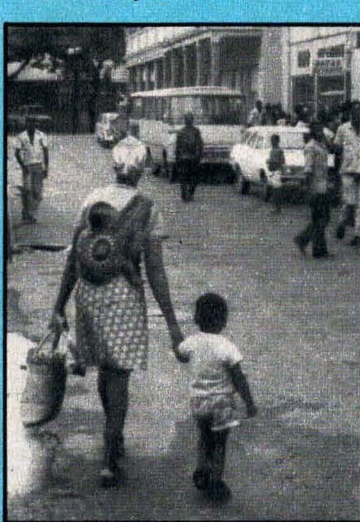
Wir schreiben den 25. Juni 1975 ...

An diesem Tag erhält Moçambique nach rund 500jähriger kolonialer Unterdrückung seine Unabhängigkeit. „Es war spät am Abend, als die Kunde davon auch unsere Einheit der FRELIMO erreichte", erzählt Salomão. „Damals waren wir im Norden des Landes, in der Nähe des Sambesi eingesetzt. Das Ereignis war erwartet worden. Und dennoch: der Jubel war überwältigend. Wir fielen uns wieder und wieder um den Hals, lachten und weinten abwechselnd, sangen und tanzten bis in den frühen Morgen. Unser Kommandeur, er hieß Salomão wie ich, erzählte uns vom schweren Beginn der Kämpfe, den er selbst mitgemacht hatte, erinnerte an gemeinsame Erlebnisse während des Kampfes gegen die fast erdrückende Übermacht schwerbewaffneter Kolonialisten, aber mit einem unschlagbaren Verbündeten an unserer Seite, dem Volk. In dieser Nacht vergaßen wir auch nicht der Toten zu gedenken, die für diesen Tag ihr Leben gelassen hatten."
Die Erzählung Salomão Graças berührt viele Punkte der jüngsten moçambiquanischen Geschichte. Am 25. Juni 1962 – auf den Tag genau 13 Jahre vor dem von ihm beschriebenen Tag der Unabhängigkeit – wurde die Befreiungsfront FRELIMO (Frente des Libertaçao de Moçambique) gegründet. Am 25. September 1964 begann der Befreiungskrieg. In jener Zeit, da schon der gleichnamige Truppführer Salomãos die Waffe gegen die portugiesischen Kolonialherren erhob, verfügte die Befreiungsfront über wenige hundert Kämpfer. Doch ihr wuchsen ständig neue Kräfte zu. 1974 schließlich weitete sich der Widerstand zu einem wahren Volkskrieg aus. Die FRELIMO zählte 15000 bewaffnete Kämpfer. Aber ihnen standen an die 70000 portugiesische Söldner gegenüber, wild entschlossen, die Widersacher mit einem „Gordischen Knoten" zu erdrosseln. Die großangelegte Operation gleichen Namens schlug indes fehl, löste diesen Gordischen Knoten nicht mit einem Schwerthieb, wie Alexander der Große 334 v. u. Z., und gewann somit auch nicht mehr die Herrschaft über Moçambique. Die FRELIMO hatte sich, vom Volk unterstützt, taktisch klug aus der Schlinge zu befreien gewußt. „Zu dieser Zeit war ich bereits ein Jahr lang Kämpfer für ein freies Moçambique", sagt Salomão nicht ohne Stolz. Es ist schwer zu beschreiben, was dieser Mann in 25 Lebensjahren alles schon erlebt hat. Übrigens: 75 Prozent der fast 10 Millionen Einwohner dieses ostafrikanischen Landes sind nicht älter als 25 Jahre. Schriebe ich dies von einer Stadt der DDR, assoziierte der Leser sogleich: Ein junges, aufblühendes, zukunftsträchtiges Gemeinwesen. Hier aber bekommt diese Zahl auch einen düsteren Anstrich, ihr Nennen einen bitteren Beigeschmack: Geringe durchschnittliche Lebenserwartung, hohe Mütter-, Säuglings- und Kindersterblichkeit. Die Ursachen dafür werden nunmehr energisch bekämpft, gestoppt, aber als Folgeerscheinung sind sie noch nicht überall überwunden.

Sechs Jahre wie 60

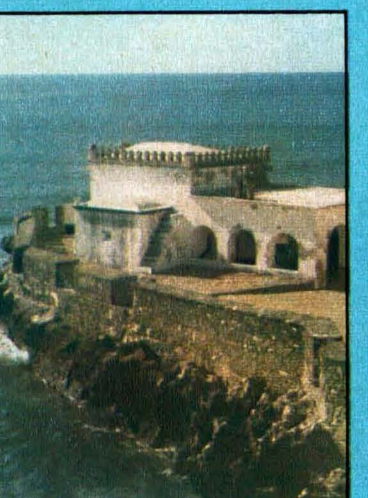
Als José Mazumo von sich erzählt, meint er entschuldigend, „da gibt es noch nicht soviel zu berichten wie bei Salomão". 19 Jahre ist der fast um einen Kopf größere José alt. Er stammt aus einem „Canico", einer der ärmlichen Schilfrohr- und Wellblechhütten-Siedlungen am Rande der auf den ersten Blick so europäisch zivilisiert wirkenden Hauptstadt, des vormaligen Lourenco Marques. Dort waren elektrisches Licht, Trinkwasserleitungen, Sanitätsstationen bis vor vier Jahren etwa soweit von der Realität entfernt, wie für unsereinen ein Beutel voll Mondgestein. Zu den äußeren Feinden, den kolonialen Unterdrückern, gesellten sich im Laufe der Jahrhunderte innere: Alte Lebensnormen, Unwissenheit, Aberglaube, eine lähmende Ergebenheit. Auflehnen gegen die Obrigkeit – das galt auch in der Familie Mazumo als Lästerung heiligster Güter. Doch als 1975 Dynamisierungsbrigaden durch das Canico zogen, von einem neuen Leben auch den Ärmsten der Armen in diesen Slums kündeten, da sprengte José als erster die Fesseln, spürte er mehr instinktiv, daß jetzt vieles gefragt war, nur keine Lethargie. Er lernte Maschinenschlosser, „nebenbei" in Bildungszirkeln Lesen, Schreiben und Rechnen, erwarb zunächst ausschließlich auf die Arbeit bezogenes Wissen. Als sich 1977 die Überfälle der südrhodesischen Rassisten vor allem auf die Provinzen Tete und Sofola häuften, da antwortete er wie viele der von den sozialistischen Ideen erfaßten Moçambiquaner mit Sonderschichten, intensiverem Lernen, mit dem Eintritt in die Volksmilizen.
„Sechs Jahre Altersunterschied können gerade in der jüngsten Vergangenheit und gegenwärtig in unserem Lande mehr sein als früher 60", meint der bedachtsame José. Im weiteren Gespräch habe ich noch öfter den Eindruck, daß er den um dieses halbe Dutzend Jahre älteren um jene Spanne längeren Kampfes beneidet. Auch Salomão scheint das zu bemerken, denn er sagt etwas, das mir mehr an die Adresse seines Genossen als an meine gerichtet zu sein scheint: „In jener Nacht vom 25. zum 26. Juni 1975, als wir die Unabhängigkeit bejubelten, hat so





Die ersten von insgesamt 1 000 LKW vom Typ W50 treffen in Maputo ein. – Gleichberechtigung für die 4,5 Millionen Frauen und Mädchen garantiert die Verfassung seit 1975.

Das Rathaus von Maputo – einst Zeugnis der Kolonialmacht, heute Sitz des Volkes. Traditionelle Musikinstrumente sind die mit Fell oder Leder bespannten Trommeln.





mancher gedacht, der Kampf sei vorbei. Vorbei war in Wahrheit nur eine Etappe des Kampfes." Und Salomão, dem bewährten Revolutionär, brachte die folgende Etappe Mitarbeit in der Arbeiterkommission eines metallverarbeitenden Betriebes, dessen portugiesischer Besitzer die VRM verlassen hatte, und die nun Lenkung und Leitung der Produktion in ihre Hände nehmen mußte. In der nächsten Etappe brachte er Hilfe für die Bauern in einem Dorf, 60 Kilometer nördlich von Maputo. Er ließ dort eine der „Aldeias Comunais", eine traditionelle Form der Dorfgemeinschaften, mit tatkräftigen Bauern wieder aufleben. Für die nächste Etappe hätte er sich gern am Aufbau der Volksbefreiungsstreitkräfte beteiligt gesehen. Doch die angegriffene Gesundheit, die erlittenen Verwundungen verhinderten dies. „Aber durchgesetzt habe ich, daß ich meine Kampferfahrungen der Volksmiliz weitergebe", betont er mit einem triumphierenden Blitzen in den Augen. „Es bleibt uns noch für Generationen viel Arbeit für ein Leben in Glück und Sozialismus", fügt er hinzu. Damit bestätigt Salomão selbst, daß er zuletzt mit mir zu José gesprochen hat.

Reichen 24 Stunden des Tages?

Unterschiedliches Alter, unterschiedlicher Werdegang – was ist Salomão und José gemeinsam? Zunächst verbindet sie ihr gemeinsames Wirken in einer Volksmilizformation; Salomão in einer Eigenschaft, die etwa unserem Kompaniechef entspräche, José vergleichsweise in der Funktion eines Gruppenführers. Noch einen weiteren Berührungspunkt gibt es in ihrem Leben: Der erprobte Salomão ist seit einigen Wochen Mitglied der marxistisch-leninistischen Avantgardepartei mit dem im Volk geachteten Namen FRELIMO. Genau vier Wochen vor dem 6. Februar, an dem wir uns kennenlernten, ist er Sekretär einer Basisparteiorganisation in Matola, einer Vorstadt von Maputo, geworden.
Auch Josés Weg soll 1978, im Jahr des Aufbaus der Parteiorgane, in die FRELIMO-Partei führen. Um den strengen Auswahlkriterien für die Aufnahme genügen zu können, setzt er sich in der OJM, der Ende 1977 gegründeten Organisation der moçambiquanischen Jugend, ebenso bedachtsam wie unbeirrbar hartnäckig für die Ziele der Partei ein. Er will seine Bildung vervollkommnen, sich im Umgang mit der Waffe üben, ein solider Facharbeiter werden – reichen da die 24 Stunden des Tages? Ganz sicher ist sich José nicht. Aber Salomão kommentiert diese Ziele für den Europäer: „Wissen Sie, das alles zusammen ist ungeheuer wichtig für uns, eins vom anderen nicht zu trennen. Aber trennen wir doch einmal, nehmen wir nur den Vorsatz, ein versierter Facharbeiter zu werden. Das Hauptziel auch unserer Basisparteiorganisation wird es sein, 1980 das Produktionsniveau von 1973 wieder zu erreichen. Und das ohne viele erfahrene portugiesische, dafür mit sehr viel neuen moçambiquanischen Facharbeitern. Das ist eine der wesentlichen Aufgaben, die der III. FRELIMO-Kongreß beschlossen hat. Sie zu meistern wird sehr viel Kraft kosten, verstehen Sie?"

Eine neue Lage: Weiße als Freunde

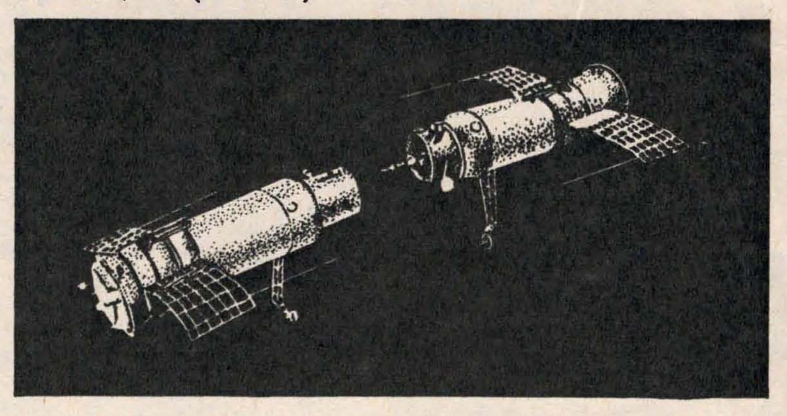
Ein wenig verwundert er mich doch, dieser freimütige, ja kameradschaftliche Ton unseres Gesprächs. Kennen wir uns etwa nicht erst seit knapp zwei Stunden? Und muß denn Afrikanern die Begegnung mit einem Europäer nicht zumindest zu ein bißchen Zurückhaltung drängen, wenn schon nicht zu leichtem Argwohn? Dem ausdruckstarken Gesicht Salomãos ist anzumerken, daß ihn diese Frage schon einmal bewegt hat, daß er sie früher schon einmal gedacht haben muß. Jedes Wort überlegend zunächst, nicht ohne diplomatisches Geschick, formen seine Lippen die Antwort auf meine offene Frage: „Die FRELIMO hat gelehrt: Der Feind ist nicht an der Hautfarbe zu erkennen." Er blickt mir voll ins Gesicht – und läßt die Diplomatie fahren: „Ehrlich gesagt, das war für uns schwer zu begreifen. Und noch schwerer, das zu empfinden. Die portugiesischen Unterdrücker waren Weiße, Europäer, ihre mächtigen Verbündeten Amerikaner – wieder Weiße; die nach den Kolonialherren am besten Gestellten waren Geschäftsleute indischer Herkunft und chinesische Gastronomen. Was blieb da noch für uns Afrikaner? Die körperlich schwerste, die Dreckarbeit. Mußten da nicht viele meinen, nur Menschen mit schwarzer Hautfarbe könnten unsere wahren Freunde sein?" Diese Worte hallen lange nach. Als er fortfährt, hat er sein entwaffnendes optimistisches Lächeln wieder. „Heute ist es leichter für uns, diese Frage zu beantworten. Die Unabhängigkeit, die revolutionären Veränderungen, die ersten Schritte in Richtung Sozialismus bei uns führten uns an die Seite vieler Menschen mit weißer Hautfarbe. Sie kamen aus sozialistischen Ländern und erweisen sich als unsere treuen Freunde. Bei genauem Hinsehen waren selbst nicht alle Portugiesen Feinde der neuen Ordnung. Und wir begreifen, daß den wichtigsten Unterschied zwischen den Menschen nicht die Rasse, sondern die Klasse ausmacht, denen sie angehören. Ihr Land, die Deutsche Demokratische Republik, hat einen großen Platz in unserem Herzen. Das liegt in der Solidarität begründet, die wir täglich spüren, in Wort und Tat."



Nein, es war kein Fehler, die Bekanntschaft dieser beiden Moçambiquaner gemacht zu haben. In ihrem Lande ist vieles anders, als wir es gewohnt sind. Nicht einmal unsere Sprichwörter wollen auf die Wirklichkeit hier passen, auch nicht abgewandelte wie: Aller schlechten Dinge sind drei.

Oberstleutnant Wilfried Schütze
Fotos: Autor (2), Zentralbild

Kosmos 186/188 und 212/213 (UdSSR)



Technische Daten:

Verwendung	Test-Raumfahrzeuge
Besatzung	unbemannt
Abmessungen:	
Durchmesser	2,7 m
Länge	etwa 7 m
Startmasse	etwa 6,5 t
Startort	Kosmodrom Baikonur
Bahnwerte (Durchschnitt):	
Bahnneigung	51,7°
Umlaufzeit	89 min
Perigäum	200 bis 210 km
Apogäum	235 bis 290 km
erster Start	27.10.1967
insgesamt gestartet	4
	(Stand 14.6.78)

Mit Kosmos 186 und 188 (Start 27. und 30.10.1967) sowie Kosmos 212 und 213 (14. und 15.4.1968) wurde erstmals in der Geschichte der Raumfahrt die automatische Kopplung zweier unbemannter Raumfahrzeuge vorgenommen. Die Versuche dienten der Erprobung der Randezvoustechnik, wie sie von den Sojus-Raumschiffen und den unbemannten Progress-Raumtransportern bei der Kopplung mit Salut-Raumstationen praktiziert wurde.

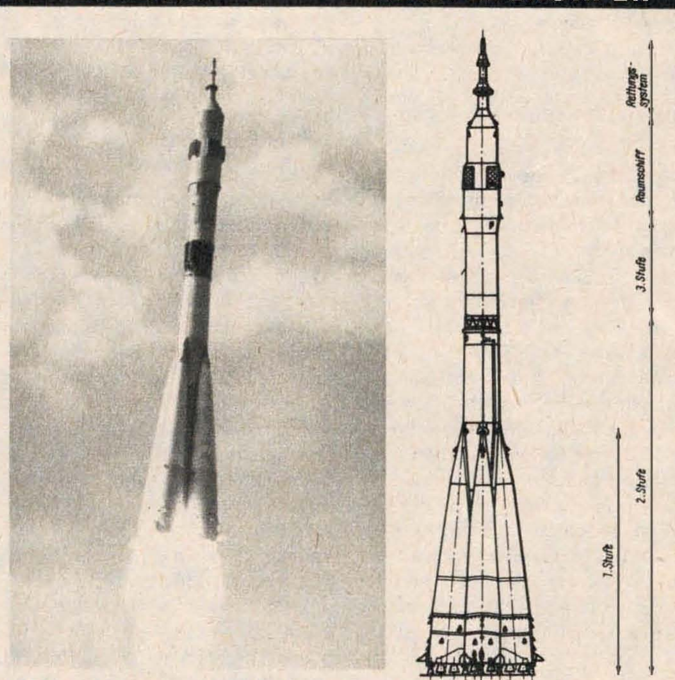
AR 8/78 TYPENBLATT RAUMFLUGKÖRPER

Trägerrakete Sojus (UdSSR)

Technische Daten:

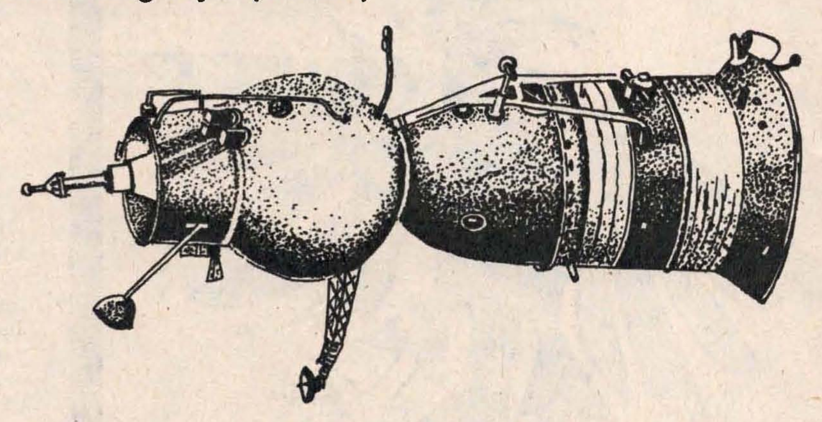
Verwendung	Raumfahrt-Trägerrakete
Stufenzahl	3
Abmessungen:	
Basisdurchmesser	10,3 m
Gesamthöhe	49,3 m
Startmasse	etwa 300 bis 330 t
Startschub	etwa 4600 kN (etwa 470 Mp)

Die Raumfahrt-Trägerrakete Sojus ist eine der zahlreichen Versionen jener Rakete, die am 4. Oktober 1957 zum Start von Sputnik 1, des ersten künstlichen Erdsatelliten, eingesetzt wurde. Sie besteht aus einem Hauptkörper mit einem Triebwerk RD-108, vier um ihn gruppierten Außenblocks mit je einem RD-107-Triebwerk sowie einer Oberstufe mit einem Vierkammer-Triebwerk. Auf dieser Kombination ist die Nutzlast (das bemannte Raumfahrzeug Sojus oder der unbemannte Raumtransporter Progress) aufgesetzt.



AR 8/78 **TYPENBLATT** **RAUMFLUGKÖRPER**

Zubringer-Raumfahrzeug Sojus (UdSSR)



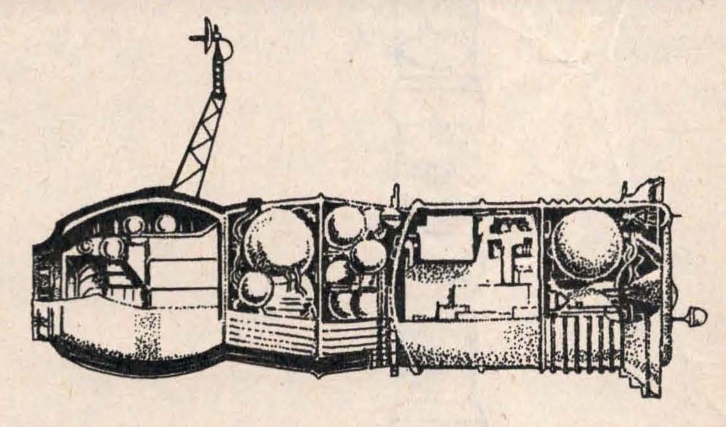
Technische Daten:

Verwendung Zubringer-Raumfahrzeug zu Saiut-Stationen
Besatzung 2 Mann
Abmessungen:
Durchmesser 2,7 m
Länge 7,1 m
Startmasse 6,7 bis 6,8 t
Startort Kosmodrom Baikonur
Bahnwerte (Durchschnitt):
Bahnneigung 51,6 bis 51,7°
Umlaufzeit rund 90 min
Bahnhöhe 300 bis 350 km (abhängig von der Bahn der Saiut-Raumstation)
erster Start 23.4.1967
insgesamt gestartet 14 (Stand 14.6.78)

Die Raumfahrzeuge des Typs Sojus dienen in erster Linie als Zubringer zu den Saiut-Raumstationen. Sie bestehen aus der Kommando- oder Rückkehrkabine, der Orbitaisektion und dem Geräte- und Versorgungsteil. Mit Sojus-Raumschiffen wurden auch längere Orbitalflüge ausgeführt, darunter der Flug von Sojus 22 mit der vom VEB Carl Zeiss Jena entwickelten Multispektralkamera MKF-6.

AR 8/78 **TYPENBLATT** **RAUMFLUGKÖRPER**

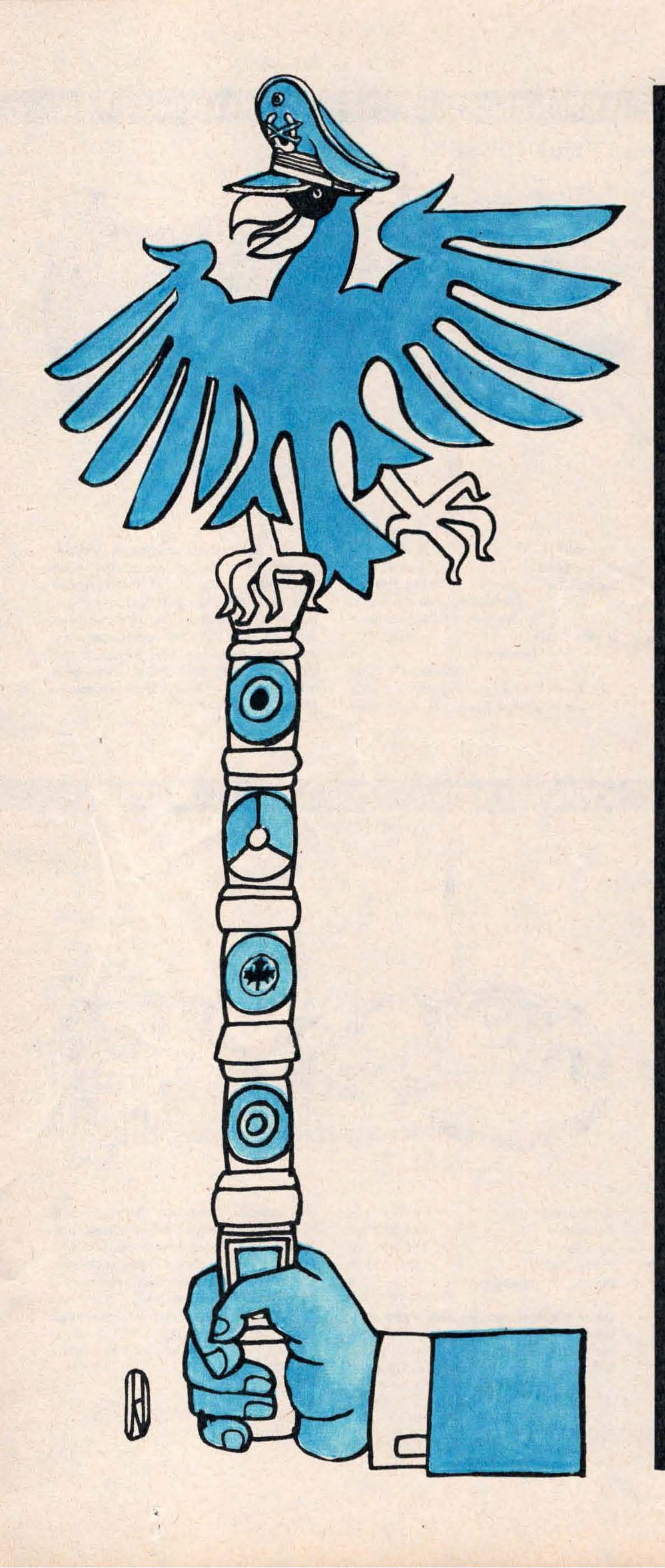
Transport-Raumfahrzeug Progress (UdSSR)



Technische Daten:

Verwendung Transport- und Tanker-Raumfahrzeug
Besatzung unbemannt
Abmessungen:
Durchmesser 2,7 m
Länge 7,1 m
Startmasse 7 t
Startort Kosmodrom Baikonur
Bahnwerte (Anfangs- und Endbahn von Progress 1):
Bahnneigung 51,6°
Umlaufzeit 88,8/91,2 min
Perigäum 194/329 km
Apogäum 262/348 km
erster Start 20.1.1978
insgesamt gestartet 1 (Stand 14.6.78)

Die Raumtransporter des Typs Progress wurden direkt aus dem bemannten Raumfahrzeug Sojus abgeleitet. Im Gegensatz zu diesen kehren sie jedoch nicht zur Erde zurück, sondern verglühen beim Wiedereintritt in die Erdatmosphäre. Die frühere Orbitalsektion der Sojus-Raumschiffe wurde zum Transportraum für Nachschub umgebildet, der ursprüngliche Rückkehrteil enthält den Treibstoff-Nachtankvorrat. Progress 1 war der erste automatische Raumtransporter.



„The Krauts" – so hatten im zweiten Weltkrieg die amerikanischen Soldaten ihre deutschen Gegner genannt. Wegen deren Zuneigung zu Sauer- und anderem Kohl machte man allerdings in den oberen Kreisen der USA weit weniger her. Dort dachte man damals schon zuerst an etwas anderes. Bald sagte und schrieb man es auch in aller Öffentlichkeit.
„Die Deutschen sind große Kämpfer", äußerte sich zum Beispiel USA-Senator Elmer Thomas im November 1949. „Wenn die Vereinigten Staaten wieder in einem Krieg stehen, haben wir Kämpfer nötig. In diesem Krieg wollen wir Deutschland an unserer Seite haben." Längst war man sich nämlich, wie ein leitender Mitarbeiter der amerikanischen Besatzungstruppen später einmal berichtete, darin einig, „daß in der Tat der Feind nicht das geschlagene Deutschland, sondern das siegreiche Rußland war". Und „fortan waren die Deutschen als potentielle Verbündete zu behandeln".
„Wir müssen mit den Westmächten zusammengehen. Nur in der Zusammenarbeit mit ihnen können wir hoffen, unser Land von den Russen wiederzugewinnen", hatten auf der anderen Seite die Faschisten schon verkündet, noch bevor sie die bedingungslose Kapitulation unterschrieben. Und die BRD ging ja danach auch in ihrer „atlantischen Bündnispolitik" von Anfang an davon aus, daß ihre Bestrebungen, wie der derzeitige BRD-Kanzler Schmidt einmal sagte, „nur dann Erfolg haben könnten, wenn sie abge-

Die Musterknaben aus Krautland

deckt sind durch eine starke Partnerschaft im Westen". Am 9. Mai 1955 wurde dann im NATO-Rat die Aufnahme der BRD in den imperialistischen Militärpakt vollzogen.

„Die deutschen Divisionen mit dem Luft- und Marinebeitrag machen gerade den Unterschied zwischen einer zweitrangigen und einer viel wünschenswerteren, weiter nach vorn gerichteten Strategie aus", hatte schon 1954 US-General Gruenther, seinerzeit Oberbefehlshaber der NATO in Europa, spekuliert. Und der damalige BRD-Außenminister von Brentano hat das Ziel dieser Art „Vorneverteidigung" dann so erläutert: „In der ersten Etappe werden die Gebiete bis zur Elbe in die NATO integriert, und wenn man stark genug ist, werden die Gebiete jenseits der Elbe beziehungsweise Oder integriert."

Auch in jüngster Zeit schreiben Militärexperten in der BRD-Presse immer wieder über eine „Vorneverteidigung", deren „Zielplanung in die Zentren der Ostblockarmeen" reichen müsse, um sie „in eine atomare Hölle" zu verwandeln. Man solle „planen, die Tiefe, die die Beweglichkeit des modernen Krieges verlangt, ‚vorwärts' zu suchen". Aus der „Vorneverteidigung" müsse eine „Vorwärtsverteidigung" werden.

Im Grunde also dasselbe, was schon vor zweieinhalb Jahrzehnten den NATO-Militärs „wünschenswert" erschienen war. Dafür stellt die Bundeswehr heute das größte konventionelle Truppenkontingent des Nordatlantikpaktes in Europa: über die Hälfte der Divisionen, vierzig Prozent der Raketen, fünfundvierzig Prozent der Kampfpanzer und siebenundvierzig Prozent der kernwaffenverschießenden Artillerie. Und Bundeswehrverbände genießen in NATO-Kreisen einen ausgesprochen guten Ruf. Sie erhalten stets höchste Noten, wenn bei Kriegsspielen oder Truppenvergleichen die Aggressionsbereitschaft eingeschätzt wird.

Überhaupt bekommt die Bundeswehr öfter mal „Blumen an den Hut gesteckt", wie sich einer ihrer Generale ausdrückte. Und immer wieder ist auch zu lesen, daß auf NATO-Tagungen der Bonner Beitrag zum Anheizen des Wettrüstens „besonders positiv hervorgehoben" wurde.

Wahrlich kein Wunder. Liegt doch die BRD seit Jahren bei den Rüstungsausgaben hinter den USA an zweiter Stelle. An der Finanzierung der Gemeinschaftsvorhaben der NATO ist sie zu einem Viertel beteiligt. Das 1970 beschlossene „European Defense Program" hat die BRD zu zweiundvierzig Prozent finanziert. BRD-Rüstungskonzerne liefern ihr Kriegsgerät in mehr als fünfzig Staaten. Praktisch alle Mitgliedsländer der NATO kaufen westdeutsche Militärtechnik.

Auch der neue Bundeswehrminister Hans Apel hat den Generalen versprochen, daß er vor allem „Rüstungsfinanzierungsminister" sein will. Die Planungen garantierten der Bundeswehr „für die nächsten Jahre ein kontinuierliches Wachstum". Sie sollen „ein Vorgriff auf das langfristige Verstärkungsprogramm der NATO" sein. Dabei hatte NATO-Generalsekretär Luns bereits im Oktober 1976 festgestellt: „Unter Abzug des atomaren Potentials der USA und der Sowjetunion ist die Bundesrepublik die drittgrößte Militärmacht der Welt."

Die Musterknaben der NATO kommen also aus „Krautland", wie einmal eine BRD-Zeitung meinte, deren Redakteure die Sache mit den „Krauts" offensichtlich immer noch ein wenig übelnehmen. Doch wie Musterknaben einmal so sind, haben sie auch ihren eigenen Kopf. Und den versuchen sie durchzusetzen. Wobei sie noch nie sehr selbstlos dachten.

Die BRD-Streitkräfte waren, wie Bundeswehr-General Schmückle einmal erklärte, nicht zuletzt zu dem Zweck gegründet worden, „diesen Staat bündnisfähig zu machen". Durch sie habe die BRD dann auch „Sitz, Stimme und Gewicht im NATO-Rat erlangt". Sie habe dadurch unter anderem auch erreicht, daß das westdeutsche Konzept der sogenannten Vorneverteidigung „NATO-Strategie wurde". Und erreicht wurde nicht zuletzt, daß „das Mitspracherecht für den möglichen Einsatz von strategischen Kernwaffen gesichert ist". Wie das mit dem „Sitz, Stimme und Gewicht im NATO-Rat" ansonsten so zugeht, ließ „Deutsche Zeitung Christ und Welt" am 3. März 1978 durchblicken. Hohe Beamte des amerikanischen Verteidigungsministeriums erinnerten, so hieß es dort, „ihre deutschen Gesprächspartner daran, daß die Neutronenwaffe auf Wunsch und im Inter-

esse der Europäer entwickelt worden sei". Das Blatt schrieb dann: „Während die betroffenen Regierungen vielfach in ihren innerstaatlichen Auseinandersetzungen Bedenken gegen die Neutronenwaffe äußern, lassen sie gleichzeitig über ihre offiziellen politischen und militärischen Vertreter in den Gremien der NATO wissen, daß und wie sehr man an dieser Waffe interessiert sei... Jetzt, wo es um die Einführung einer allseits verleumdeten Waffe geht, muß sich zeigen, ob diese NATO eine Allianz auf Gegenseitigkeit ist, eine Allianz, in der es auch bei moralischen Kosten eine Lastenteilung gibt."

Nun ja, angesichts des weltweiten Protestes möchte sich eben keiner der „Partner" den Schwarzen Peter zuschieben lassen. Da geht's dort, wo nicht eine „allseits verleumdete Waffe" die „moralischen Kosten" so stark belastet, freilich ein wenig reibungsloser. Dann zum Beispiel, wenn „übereinstimmende taktische Konzeptionen und Doktrinen" nach dem Bonner Leisten entwickelt werden sollen. So ist erst jüngst eine neue gemeinsame Führungsvorschrift für die Landstreitkräfte der NATO ausgearbeitet worden, die ATP-35 „Land Force Tactical Doctrine"; sie richtet sich weitgehend nach den Vorschriften der Bundeswehr.

Erfolgreich sind die Musterknaben auch auf dem Gebiet der sogenannten zentralen Streitkräfteplanung. Auf Initiative der BRD und wegen ihres ständigen Drängelns zu einer fortwährenden Steigerung der Rüstungsausgaben wird seit Dezember 1971 jährlich ein „Europa-Paket" verabschiedet. Das ist ein gemeinsames Programm zur Verstärkung des Aggressionspotentials der europäischen NATO-Staaten, in dem sie ihre Vorhaben aufeinander abstimmen. Den finanziellen Hauptteil über-

Die Musterknaben aus Krautland

nimmt in der Regel die BRD. Unter ihrem Vorsitz steht auch die Arbeitsgruppe NATO/EURO-Training. Über diesen Weg strebt die Bundeswehrgeneralität das Ziel an, daß jeweils ein Land die volle Verantwortung für die Ausbildung auf einem bestimmten Gebiet übernimmt – natürlich nach Vorschriften der BRD-Streitkräfte. Demgemäß begann im Frühjahr 1977 die gemeinsame Ausbildung von Personal aus Belgien, der BRD, Dänemark, Großbritannien, Griechenland, aus den Niederlanden und Norwegen im „europäischen Fernspähausbildungszentrum" in Neuhausen (BRD). An der Raketenschule der Artillerie in Geilenkirchen werden Offiziere und Unteroffiziere aus der BRD, Großbritannien, Belgien und den Niederlanden ausgebildet, die an der operativ-taktischen Rakete „Lance" eingesetzt werden.

Den Rüstungsmonopolen der BRD ist es gelungen, in der „Europäischen Programmgruppe" eine Schlüsselstellung zur Organisierung künftiger westeuropäischer Rüstungszusammenarbeit zu erobern.

In den vergangenen Jahren haben Politiker und Militärs der BRD einen umfangreichen Katalog von Forderungen zusammengestellt, um den Kriegsmechanismus der NATO zu perfektionieren und ihren Einfluß zu erhöhen. Sie möchten eine Art militärische Arbeitsteilung, bei der „ein Land stellvertretend für ein anderes gewisse militärische Potentiale bereitstellte und sich bezüglich der Bereitstellung anderer Potentiale auf seinen Nachbarn stützen könnte". Sie wollen eine weitgehende Standardisierung erreichen, von der sie sich eine Erhöhung der Kampfkraft um mindestens vierzig Prozent erhoffen. Und schließlich strebt der BRD-Imperialismus nicht nur auf dem Gebiet der Militärpolitik, sondern auch bei den Aktivitäten der Außen-, Innen-, Wirtschafts- und Finanzpolitik nach einer besseren Abstimmung. Besonders auf ideologischem Gebiet haben sie ein engeres Zusammenwirken vor.

Denn, wie beispielsweise der Bundeswehr-General a. D. Bennecke im Heft 6/76 der Münchner „Wehrkunde" mitteilte, enthält das strategische Konzept der NATO heute nicht mehr nur die militärische Gewaltanwendung. Sondern auch „den Gebrauch aller Machtmittel eines Staates oder einer Staatengruppe", also auch „Politik, Wirtschaft, Finanzen und nicht zuletzt ideologische und psychologische Maßnahmen".

„Unser überragender Beitrag zur konventionellen Verteidigung drängt uns neben unseren finanziellen Leistungen immer stärker in die Rolle des nach den USA stärksten und einflußreichsten Partners in der Allianz", schrieb, bescheiden, wie man in diesen Kreisen nun mal ist, „Die Bundeswehr" über die Bundeswehr. Und die „Frankfurter Allgemeine" meinte im Mai 1977: „Generalsstellen bedeuten Einfluß auf die Militärpolitik." Das bezog sich auf Generalsstellen in NATO-Stäben. Zweiundzwanzig Generale und Admirale hatte die BRD bis Ende vergangenen Jahres dort auf einflußreichen Posten in Stellung gebracht. Auch der des Oberbefehlshabers für Europa-Mitte ist von einem BRD-General besetzt.

Und nun wurde sogar erreicht, „der Bundesrepublik auf der höchsten NATO-Kommandoebene einen Platz einzuräumen, der der Bedeutung der Bundeswehr für das Bündnis angemessen" ist. Extra für einen BRD-General wurde der Posten eines zweiten ständigen Stellvertreters des NATO-Oberbefehlshabers

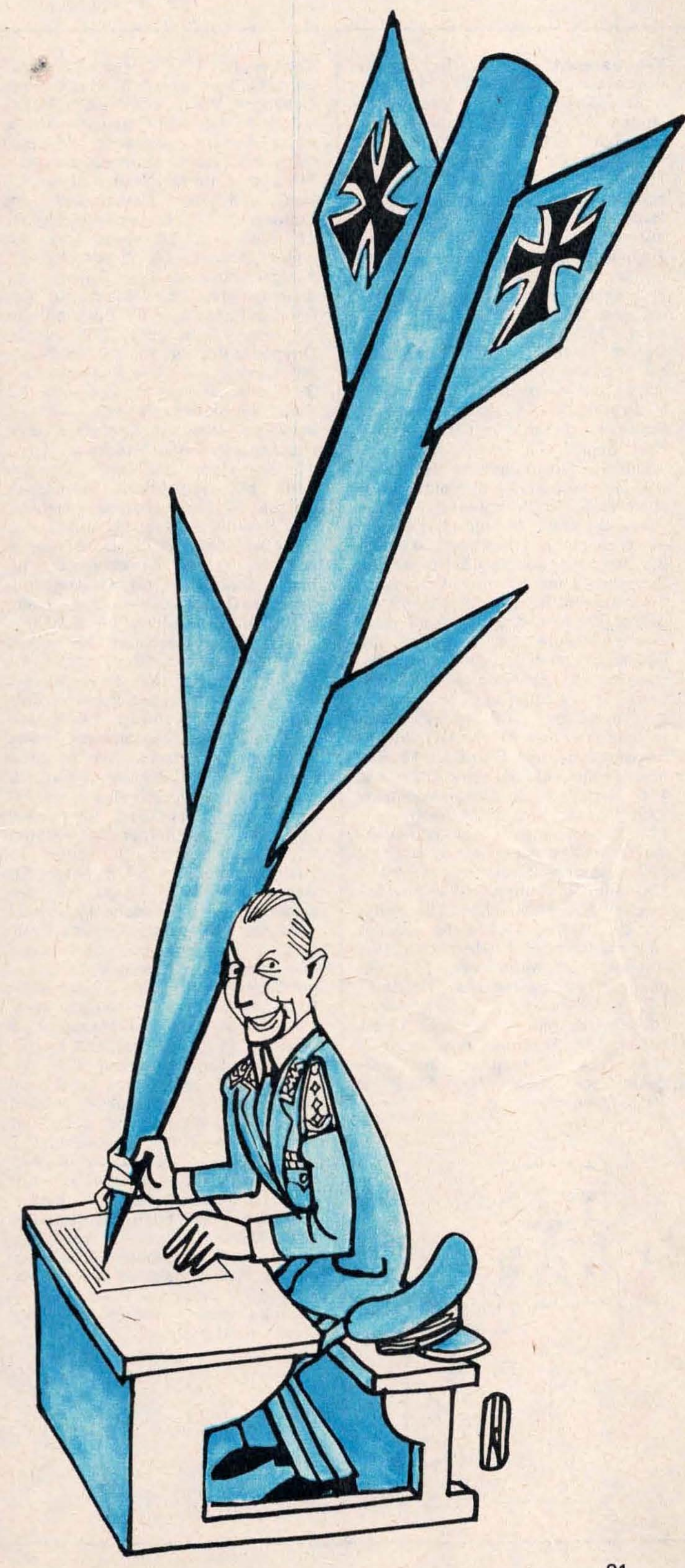
für Europa geschaffen. Der SPD-Bundeswehrminister besetzte ihn mit einem Mann, über den seine Partei 1960 erklärt hatte: „Der Offizier Schmückle ist ab heute für die SPD erledigt." Den damaligen Oberst hat das aber weder beeindruckt noch hat es ihm geschadet.

Doch was ist das eigentlich für einer, dieser Schmückle? In einer „Betrachtung über das Kriegsbild in Europa" hat er in der BRD-Zeitung „Christ und Welt" am 26. Januar 1962 geschrieben: „Die Idee vom konventionellen Krieg in Europa ist militärische Alchimie. Modern und ernst zu nehmen sind nur Atomwaffenheere. Der atomare Bewaffnungsanteil ist ihr entscheidender Vernichtungsfaktor ... Stadt-, Dorf-, Wald- und Steppenbrände ungeahnten Ausmaßes werden die Bevölkerung Rußlands in ausweglose Panik treiben. Nach Planquadraten wird getötet, in Flammen gesetzt, radioaktiv verseucht, überflutet."

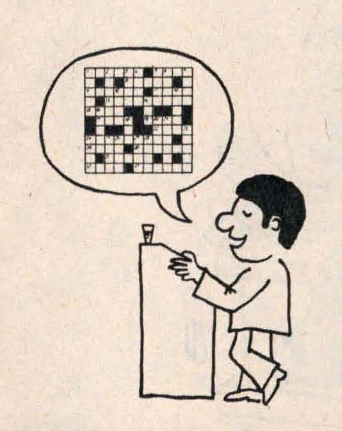
Dieser Mann also wurde nun von der BRD-Regierung zum Vier-Sterne-General befördert und an die Seite des US-Generals Alexander Haig gestellt. Er wurde Stellvertreter eines NATO-Chefs, der nicht nur die absolute Befehlsgewalt über 23 sofort verfügbare Stoßdivisionen und 1 500 Kampfflugzeuge hat, sondern der auch die Vollmacht besitzt, sie in „Krisenzeiten" nach Gutdünken zur „Vorwärtsverteidigung" auf Ziele zwischen Elbe und Oder einzusetzen.

Wie der frühere faschistische Generalstäbler und nun an die Propagandafront abgestellte Bundeswehr-Oberst d. R. Adelbert Weinstein meinte, sei gerade mit Schmückle „der rechte Mann am rechten Platz". Freilich – für die Musterknaben aus Krautland.

Hauptmann K.-H. Melzer
Karikaturen: Harald Kretzschmar



Waagerecht: 1. Salz der Ölsäure, 4. mittelalterl. Segelschiff, 10. südfranzös. Stadt, 13. Stadt in den Niederlanden, 14. nord. Hirschart, 15. Ölbaumharz, 16. Pampashase, 17. Opernlied, 18. Insel im Mittelmeer, 19. sagenhafter Keltenkönig, 21. Handlung, 23. Gebührenordnung, 25. Hauptstadt der JAR, 28. Zellteilung mit einfacher Kerndurchschnürung, 31. ehemal. Weitspringer der DDR, 33. nordamerikan. Pelzjäger, 35. lockeres Staatenbündnis, 36. DDR-Schriftsteller, gest. 1957, 37. Wettspieleinrichtung, 38. Schuhmacherutensil, 41. Behältnis, 44. Teil der Funkanlage, 48. Staat der USA, 49. französ. Landschaft, 54. weibl. Vorname, 55. Fluß in Schottland, 56. griech. Insel, 57. Politiker in Athen v. u. Z., 62. grammatikal. Begriff, 66. Trinkgefäß, 69. erfolgreiche Skilangläuferin der CSSR, 71. Gewässer, 72. Korbblütler, 75. span. Fluß, 76. Preisgrenze, 77. engl. Pferderennplatz, 79. ethischer Begriff, 80. Erbfaktor, 81. Dorf der Turkvölker, 82. Berg, Vorgebirge, 83. Roman von Stanislaw Lem, 86. männl. Haustier, 87. altgriech. Sänger, 88. Sowjetbürger, 90. Ostseebad, 91. Laut, 93. technische Ölsäure, 94. Körperteil, 96. Landschaft im N Tansanias, 100. Abmessung, Ausdehnung, 105. Kalifenname, 107. Gestalt aus „In Frisco ist der Teufel los", 108. erfolgr. Kanu-Slalomfahrer der DDR, 109. künstl. hergestelltes chem. Element, 111. Reinigungsgerät, 112. lyrisches Chorwerk, 116. Tischdecke in Sitzungszimmern, 119. Blumenkranz, 123. Liebesgott, 124. Draunebenfluß, 125. bedeutender tschech. Komponist des vor. Jh., 127. deutscher Bildhauer, gest. 1940, 130. Anfang, Spitze, 131. Familienmitglied, 135. Feuerschein, 136. Haltetau der Gaffel, 138. Scheuermittel, 139. Stadt in den Niederlanden, 142. Inselstaat im Mittelmeer, 143. Ölpflanze, 144. Gestalt aus „Tiefland", 145. Autor des Romans „Brennende Theiß", 146. Mannschaft, 147. plötzl. Einfall, 148. Fruchteinbringung, 149. ukrain.-sowjet. Pädagoge und Schriftsteller, gest. 1939, 150. Stadt im westl. Oberitalien.



Senkrecht: 1. Offiziersdienstgrad, 2. Schallplattenmarke, 3. Stück vom Ganzen, 4. Wolganebenfluß, 5. Bittermittel, 6. ital. Geigenbauerfamilie, 7. Muse der Liebesdichtung, 8. Berghang, 9. altgriech. Philosophenschule, 10. Stahlplatte mit Versteifungen, 11. Fett von der Bauchwand des Schweins, 12. Bewegungslosigkeit, 20. Flachland, 22. Kartenwerk, 24. chem. Element, 26. Zirbelkiefer, 27. heiliger Stier der alten Ägypter, 29. niederösterreichische Stadt, 30. südfranzös. Hafenstadt, 31. Futterpflanze, 32. engl. Schulstadt, 34. französ. Orientalist des vor. Jh., 35. Stockwerk, 38. Gestalt aus „Die Perlenfischer", 39. finnischer See, 40. Zuspruch, 42. Biene, 43. Brennstoffbehälter, 45. südamerikan. Vogel, 46. finnischer Langstreckenläufer der zwanziger Jahre, 47. Komponist der Oper „Dantons Tod", 50. Gedichtform, 51. Überbleibsel, 52. Staatsoberhaupt der ehemal. Republiken Venedig und Genua, 53. Allernebenfluß, 58. Donaunebenfluß, 59. Getreidespeicher, 60. vorherrschendes Merkmal, 61. Angehöriger eines Göttergeschlechts, 63. strenge mündliche Prüfung, 64. Behältnis, 65. Gewässerbegrenzung, 67. vorderasiat. Liebesgöttin, 68. dän. Insel, 69. Gestalt aus „Zar und Zimmermann", 70. Bewohner eines Schweizer Kantons, 73. Satz, Lehrsatz, 74. Niederschlag, 76. Mündungsarm des Rheins, 78. Insel in der Irischen See, 84. Stadt in Äthiopien, 85. Wasserjungfrau, 88. Landschaft im West-Peloponnes, 89. Privatsekretär des Cicero, 92. ehemal. japan. Weltklasseturner, 94. Farbton, 95. Fuldanebenfluß, 96. unter der Haut sitzendes Fett, 97. Edelstein, 98. Gestalt der german. Sage, 99. aserbaidshan. Zupfinstrument, 101. weibl. Vorname, 102. Statthalter des Großmoguls, 103. Held der griech. Sage, 104. Altberliner Original, 106. Angehöriger der ehemals herrschenden Kaste in Peru, 107. sowjet. Weltklasseschwimmer, 109. Haupt-, Leitgedanke, 110. Metallstift, 113. Kinderfrau, 114. Lärminstrument, 115. Verwandte, 116. Musikstück für drei Instrumente, 117. zeitweilige, entgeltl. Überlassung einer Sache, 118. Stadt in der Türkei, 120. Tanzschüler, 121. Stachelhäuter, 122. Kunstgriff, 125. Lautäußerung des Menschen, 126. Eichmaß, Mustergewicht, 128. Kinderspielzeug, 129. Form der Touristik, 131. Aussprachezeichen, 132. Zierpflanze, 133. Nadelbaum, 134. Warägerfürst, 136. Schaltkreis in der Kybernetik, 137. altoriental. Staat, 140. sagenhafte Gründerin Karthagos, 141. Maschinenelement.

Aus den Buchstaben der Kreisfelder (Reihenfolge waagerecht) ergibt sich eine militärische Ausbildungsstätte. Wie heißt sie? Postkarte genügt – Einsendeschluß: 10. 9. 1978. Wir belohnen Ihre Mühe mit 25, 15 und 10 Mark (Losentscheid). Auflösung im Heft 9/78.

Auflösung aus Nr. 7/78

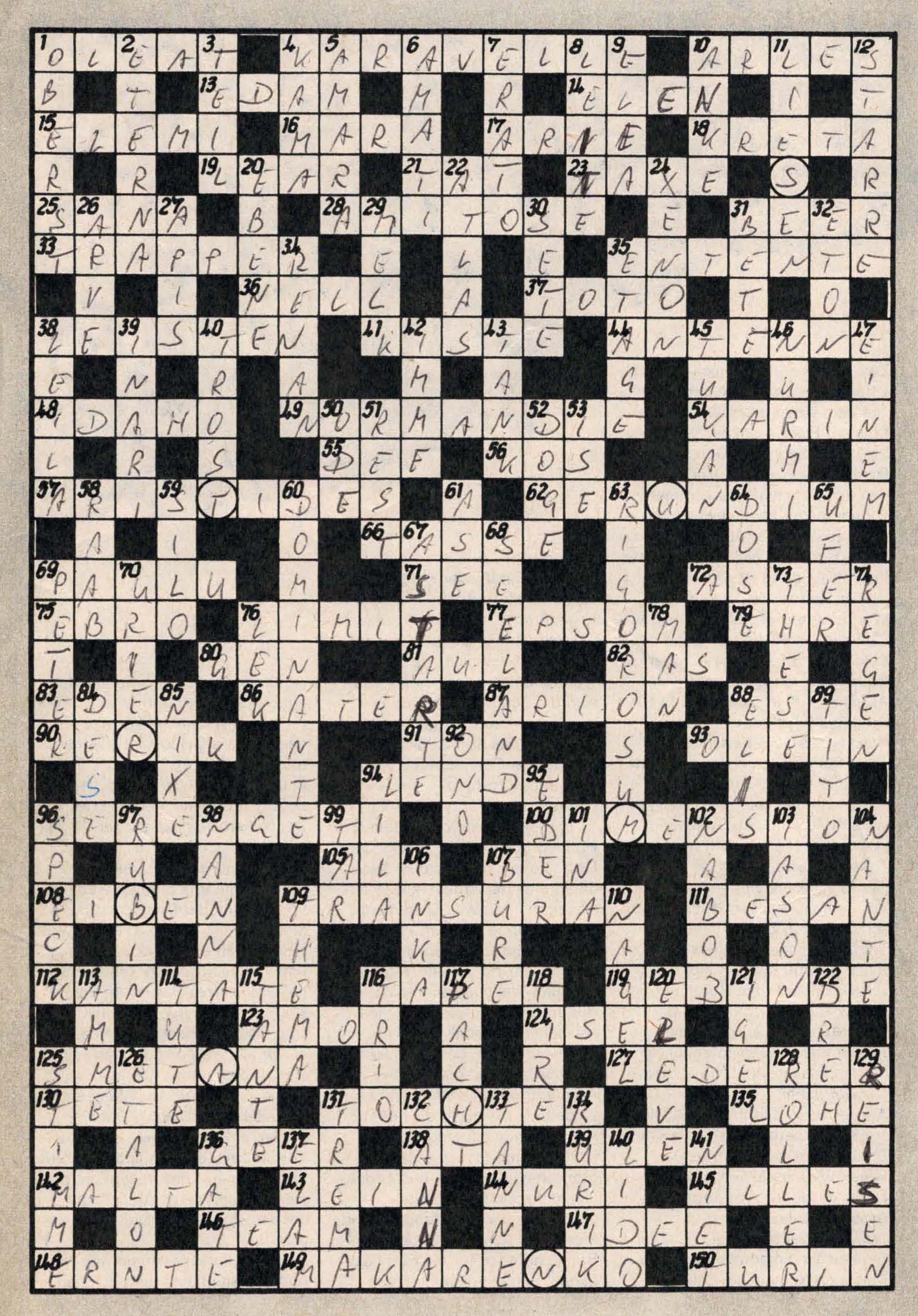
Preisfrage

Die richtige Antwort auf die Preisfrage in Heft 7/78 lautet: Laufkette. Die Preise wurden den Gewinnern durch die Post zugestellt.

Waagerecht: *1. Marat, 4. Gaul, 7. Mako, 10. Arras, 13. Adam, 14. Ader, 15. Reger, 17. Lambarene, 18. Abend, 20. Arad, 22. Glas, 23. Eile, 25. Atoll, 28. Nelke, 31. Senn, 33. Nana, 35. Eloge, 36. Anke, 38. Ges, 40. Laie, 41. Odem, 42. Uri, 44. Trank, 45. Imker, 46. Agamemnon, 50. Tantal, 54. Adolar, 57. Anapa, 58. Ala, 60. Unruh, 61. Sekt, 63. Nemesis, 64. Ries, 67. Karamel, 69. Kapella, 70. Oleg, 72. Elbe, 74. Tanga, 77. Laura, 78. Kraft, 81. Hefe, 82. Gros, 83. Start, 85. Manko, 88. Lesse, 91. Ibis, 92. Asti, 93. Koralle, 97. Negligé, 101. Edel, 102. Atebrin, 105. Iler, 106. Besan, 108. Tee, 109. Ariel, 111. Ansage, 113. Starre, 116. Garderobe, 120. Sarja, 121. Talon, 122. Eta, 124. Buna, 126. Mara, 127. Gin, 129. Name, 131. Kleid, 132. Gang, 135. Arno, 137. Allee, 139. Regel, 141. Rosa, 144. Eton, 146. Iris, 148. Titel, 149. Pantomime, 151. Itala, 152. Gran, 153. Biss, 154. Stola, 155. Sein, 156. Ried, 157. Scala.*

Senkrecht: *1. Marne, 2. Regal, 3. Tara, 4. Gal, 5. Amado, 6. Libelle, 7. Marengo, 8. Kanal, 9. Ode, 10. Aral, 11. Riese, 12. Sedan, 16. Eren, 19. Base, 21. Dan, 22. Gen, 24. Ire, 26. Talka, 27. Leila, 29. Eeden, 30. Kamin, 32. Ner, 34. Ataman, 37. Kakadu, 38. Gurt, 39. Stan, 42. Ural, 43. Isar, 47. Glan, 48. Elle, 49. Opus, 51. Area, 52. Tata, 53. Lake, 54. Arda, 55. Ohre, 56. Abel, 58. Amiga, 59. Aster, 61. Skat, 62. Kran, 65. Ilia, 66. Saft, 68. Lobelie, 69. Kerosin, 71. Elemi, 73. Lagos, 75. Alt, 76. Gur, 79. Ree, 80. Fes, 83. Sake, 84. Aare, 86. Asket, 87. Karre, 89. Seil, 90. Eger, 94. Odin, 95. Alba, 96. Lese, 98. Elis, 99. Lila, 100. Geer, 102. Anna, 103. Bete, 104. Naab, 107. Egeria, 110. Etalon, 111. Abbé, 112. Sosa, 114. Ring, 115. Eman, 116. Gabel, 117. Ranke, 118. Orade, 119. Etage, 123. Tar, 125. Aleuten, 126. Miramar, 128. Los, 129. Note, 130. Man, 133. Ali, 134. Grit, 135. Antos, 136. Netto, 138. Liane, 140. Gambe, 142. Osaka, 143. Amara, 145. Olga, 147. Riss, 149. Pas, 150. Eid.*

Autor: Peter Klein
Vignette: Joachim Hermann

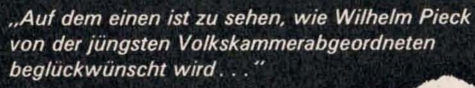


Mit Blick auf den 30. Jahrestag der DDR kramte Oberst K. H. Freitag in Schränken und Schubladen und berichtet in dieser Beitragsfolge

Was einem so in die Hand kommt (3)

Zwei Fotos erinnern mich an den elften Oktobertag des Jahres 1949. Auf dem einen ist zu sehen, wie Wilhelm Pieck – soeben zum ersten Staatsoberhaupt der Deutschen Demokratischen Republik gewählt – von der jüngsten Volkskammerabgeordneten beglückwünscht wird; es war dies Margot Feist, die heute Honecker heißt und Minister für Volksbildung ist. Das andere Bild ist im wahrsten Sinne des Wortes eine Momentaufnahme vom abendlichen Fackelzug Unter den Linden, mit dem junge Arbeiter und Bauern ihren noch jüngeren Arbeiter-und-Bauern-Staat feierten. Auf jener einstigen deutschen Prachtstraße, wo Kaiser Wilhelm seine Paraden abgenommen hatte und über die 1933 die faschistischen Sturmabteilungen gezogen waren und an deren Straßenrändern im Herbst 1949 mehr Trümmersteine lagen als die Allee jemals Pflastersteine gehabt hatte. Vor dem ehemaligen Hohenzollernschloß hatten Zimmerleute eine Tribüne für den Tischler Wilhelm Pieck gebaut, der nun einen schwarzglänzenden Horch mit dem Stander „Präsident D. D. R." fuhr. Mehr als vierzigtausend FDJler waren gekommen, um an diesem Fackelzug teilzunehmen. Ich war dabei.
Als das erste Bild in der Wilhelmstraße, die heute Otto-Grotewohl-Straße heißt, belichtet wurde, waren wir gerade von unseren LKWs gestiegen. Wir entrollten unsere Fahnen inmitten von Ruinen; zwar hatten die fleißigen Berliner Trümmerfrauen schon fünf Millionen Kubikmeter Schutt weggeräumt, aber es machte dies erst ein Viertel jener Kriegshinterlassenschaft in Berlin aus. Bald begann es zu dunkeln. Die Fackeln wurden verteilt und angezündet. Unter dem Lichtzelt aus 22 Scheinwerfern der Sowjetarmee setzte sich der Zug in Bewegung. Vor uns trugen zwei Jungen und ein Mädchen das Spruchband: „Die Jugend der Sowjetunion, vereinigt im Komsomol – unser Vorbild im Kampf für den Frieden!"
Es folgte ein Bild vom historischen Händedruck Wilhelm Piecks und Otto Grotewohls, mit dem 1946 die Einheit der Arbeiterklasse besiegelt worden war. Dann kam meine Gruppe mit dem Porträt des UdSSR-Ministerratsvorsitzenden J. W. Stalin, der wenige Tage später in einem Staatstelegramm die Bildung der Deutschen Demokratischen Republik als einen „Wendepunkt in der Geschichte Europas" bezeichnete.
An der Tribüne schwenkten wir ein, so daß ich die bis in die neunte Abendstunde dauernde Demonstration – mit fast einer Million Menschen die größte und bedeutendste in der Nachkriegsgeschichte – von Anfang bis Ende miterleben konnte. Fackeln vom Brandenburger Tor bis zum Lustgarten. Immer wieder klangen Hochrufe und Sprechchöre auf, es wurde gesungen und getanzt. Erich Honecker sprach als Vorsitzender der FDJ das Gelöbnis der Jugend. In einem alten Zeitungsausschnitt finde ich es wieder: „Wir, die deutsche Jugend, geloben der Deutschen Demokratischen Republik Treue, weil sie der Jugend Frieden und ein besseres Leben bringen will und bringen wird . . . Wir geloben der Deutschen Demokratischen Republik Treue, weil sie das wahre Haus des Volkes ist und sein wird . . . Wir grüßen aus tiefstem Herzen das Neue, unsere strahlende freudige Zukunft!"
Und Wilhelm Pieck rief uns zu, daß es vor allem an uns Jungen sei, die „großen nationalen, demokratischen und wirtschaftlichen Aufgaben zu erfüllen". Dabei nannte er insbesondere auch die Volkspolizei, die er hier bei diesem Fackelzug als „das Instrument des werktätigen Volkes zur Festigung der demokratischen Ordnung" begrüßte.
In Hochstimmung, immer wieder Arbeiterkampflieder und die Lieder

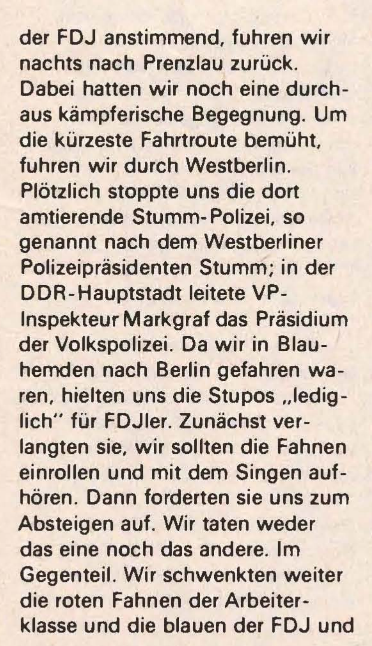



„Auf dem einen ist zu sehen, wie Wilhelm Pieck von der jüngsten Volkskammerabgeordneten beglückwünscht wird..."








der FDJ anstimmend, fuhren wir nachts nach Prenzlau zurück. Dabei hatten wir noch eine durchaus kämpferische Begegnung. Um die kürzeste Fahrtroute bemüht, fuhren wir durch Westberlin. Plötzlich stoppte uns die dort amtierende Stumm-Polizei, so genannt nach dem Westberliner Polizeipräsidenten Stumm; in der DDR-Hauptstadt leitete VP-Inspekteur Markgraf das Präsidium der Volkspolizei. Da wir in Blauhemden nach Berlin gefahren waren, hielten uns die Stupos „lediglich" für FDJler. Zunächst verlangten sie, wir sollten die Fahnen einrollen und mit dem Singen aufhören. Dann forderten sie uns zum Absteigen auf. Wir taten weder das eine noch das andere. Im Gegenteil. Wir schwenkten weiter die roten Fahnen der Arbeiterklasse und die blauen der FDJ und verteidigten sie tatkräftig, als die Stupos sich daran vergreifen wollten. Noch lauter und kräftiger sangen wir unser „Bau auf, bau auf, Freie Deutsche Jugend bau auf", schmetterten wir ihnen das Spanienlied mit seiner Zeile entgegen: „Wir kämpfen und siegen für dich, Freiheit!" Plötzlich gab es einen Ruck. Unser Fahrer hatte eine günstige Gelegenheit genutzt, um Gas zu geben. Heiser, frierend und todmüde, aber stolz und freudig erregt kamen wir am frühen Morgen in der Prenzlauer VP-Schule an.

Für mich hieß es in den nächsten Tagen nicht nur, in FDJ-Versammlungen von dem Berliner Fackelzug zu berichten; als Wandzeitungsredakteur hatte ich das auch schriftlich zu tun. Es war dies sozusagen mein erstes journalistisches Wirkungsfeld. Die Wandzeitung der 9. Kompanie ging aus manchem Wettbewerb als eine der besten hervor. Das war meinen Vorgesetzten kurz vor Weihnachten eine Prämie wert – Band II von Lenins „Ausgewählten Werken". Den ersten, so bemerkte Kompaniechef Werner Freyer, werde ich mir dann – einmal auf den Geschmack gekommen – sicher selbst zulegen. In der Tat: Der Appetit kam beim Essen. Am nächsten Zahltag kaufte ich mir Band I dazu.

Die Zeitung an der Wand war eine Wochenzeitung, oft durch aktuelle Meldungen ergänzt. Hin und wieder gaben wir auch ein Extrablatt heraus, beispielsweise zum ersten Jugendgesetz im Februar 1950. Beim Kramen kommen mir ein paar Zettel in die Hand, auf denen sich schnell hingeworfene Notizen über Wandzeitungsthemen finden. „Sind Kriege unvermeidlich?" heißt es da, dick unterstrichen. Die Frage war wohl in einer FDJ-Versammlung aufgekommen, wenn ich nicht irre. Die Meinung war damals noch weit verbreitet, daß es Kriege immer gegeben habe und immer geben werde. Wir bemühten uns um den Nachweis, daß der Krieg kein Naturereignis ist wie Regen und Hagelschlag, Blitz und Donner, sondern von Menschen gemacht wird und folglich auch mit der Kraft der Völker verhindert werden kann. Zu unseren Themen gehörte die Auseinandersetzung







„Vor uns trugen zwei Jungen und ein Mädchen das Spruchband. . ."

mit einem Interview, das der westdeutsche Bundeskanzler Adenauer am 3. Dezember 1949 gegeben hatte und worin er für eine westeuropäische Armee mit bundesrepublikanischen Kontingenten eingetreten war. Wir empfahlen den im November erschienenen Roman „Die Toten bleiben jung" von Anna Seghers, und im „Sportteil" kam natürlich auch die DDR-Fußballmeisterschaft 1949 zu ihrem Recht, die mit dem Sieg der ZSG Halle geendet hatte.

Vor allem aber waren es die inneren Probleme der 9. Kompanie, mit denen wir uns befaßten: Wie jeder die am Ende eines Seminars gegebene Einschätzung seiner Leistungen aufnehme und was er daraus an Konsequenzen für sich selbst ableite. Warum das Interesse manches Kameraden bei der polizeitaktischen Ausbildung erst in den Pausen erwache und sich auf das Durchkrabbeln der Rohrleitungsschächte des ehemaligen Flugplatzes erstrecke. Welche Stubenausgestaltung als gelungen anzusehen sei und was bis zur nächsten Besichtigung dieser Art zu tun bliebe. Weshalb die FDJ die politische Heimat jedes jungen Volkspolizisten sei und was Jugendarbeit in den bewaffneten Kräften heiße. Warum Grüßen, Exerzieren und Gehorchen keine alten „preußischen Zöpfe" seien, die abgeschnitten werden müßten, sondern bewußte Disziplin und Ordnung ganz erheblich die Schlagkraft jeder Volkspolizei-Einheit bestimmten. Und aus welchen Gründen es nötig sei, solche Fußmärsche durchzuführen wie den um den sieben Kilometer langen Uckersee bis hinauf nach Groß-Sperrenwalde und die Linden-Berge, insgesamt vielleicht sechzig Kilometer. . .

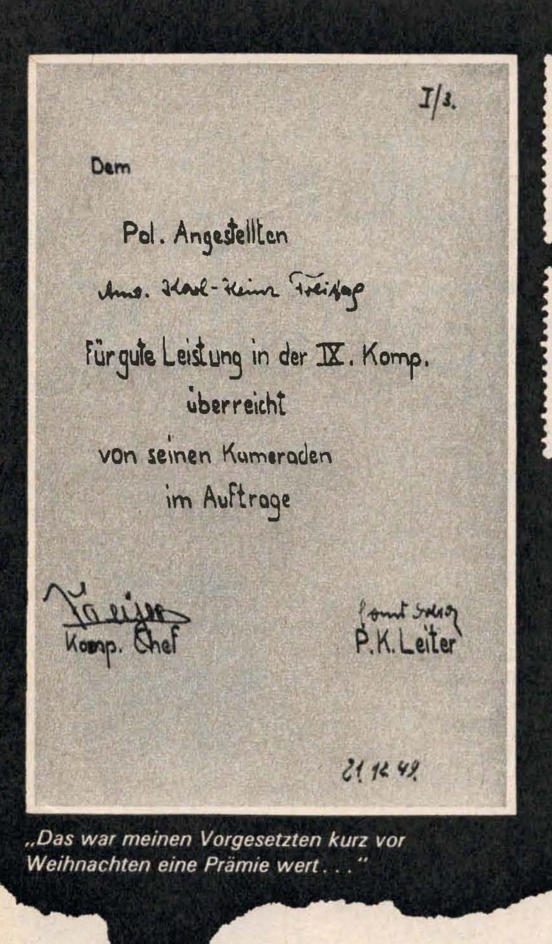
Die Aufgabe, so lese ich in den damaligen Beschlüssen des Parteivorstandes der SED, war klar formuliert: Schutz der revolutionären Errungenschaften des Volkes vor konterrevolutionären Anschlägen. Beim Ministerium des Innern war deshalb für die zentrale Leitung der VP-Bereitschaften und VP-Schulen die Hauptverwaltung Ausbildung (HVA) geschaffen worden; an ihrer Spitze stand Generalinspekteur der VP Heinz Hoffmann, unser heutiger Verteidigungsminister. Nicht jeder aber erkannte sofort die Größe der Aufgabe und den Ernst der Lage. So war auch das Ende 1949/Anfang 1950 journalistischer Stoff für die Wandzeitungsredaktion.

Dazu kommt mir eine Aufstellung in die Hand, die ich damals zur Beweisführung verwendet habe:

„21. November 1949
In Sachsen-Anhalt werden acht Personen verhaftet, die seit 1945 Vermögenswerte von mehr als 100 Millionen Mark an den Westen ausgeliefert und versucht haben, die Überführung der Dessauer ‚Deutsche Continental Gas AG' in Volkseigentum zu sabotieren.

November/Dezember 1949
In Brandenburg, Sachsen-Anhalt und Mecklenburg operieren bewaffnete Sabotagetrupps aus ehemaligen Faschisten und Offizieren der Nazi-Wehrmacht; es gelingt, sie unschädlich zu machen. Mehrere Beauftragte des Solvay- und IG-Farben-Konzerns, die das Verschieben von Werten und Anlagen ihrer ehemaligen Betriebe in der DDR nach Westdeutschland organisiert haben, werden festgenommen. In Mecklenburg wird ein Ring von leitenden Angestellten der Landwirtschaft aufgedeckt, der Werte von über 30 Millionen Mark in den Westen verschoben hat.

17. Dezember 1949
Reaktionäre Kräfte verüben in den Sprengstoffwerken Gnaschwitz und Schönebeck (Elbe) Diversionsakte mit hohem materiellen Schaden.



I/3.

Dem

Pol. Angestellten

Anw. Karl-Heinz Freitag

Für gute Leistung in der IX. Komp.
überreicht
von seinen Kameraden
im Auftrage

Komp. Chef

P.K. Leiter

21.12.49







„Das war meinen Vorgesetzten kurz vor Weihnachten eine Prämie wert. . .“

23. Januar 1950
Im Berliner Stadtbezirk Friedrichshain wird ein illegales Lager mit Metall im Wert von einer halben Million Mark ausgehoben, dessen Bestände nach Westberlin gebracht werden sollten.
25. Januar 1950
Der Berliner FDGB befaßt sich mit der steigenden Anzahl von Buntmetalldiebstählen und dem Verschieben großer Mengen Kupfer, Blei, Zink und Zinn nach Westberlin.
Januar 1950
In Dresden, Erfurt, Halle, Magdeburg, Potsdam, Zwickau und anderen Städten kommt es zu Massendemonstrationen, mit denen die Werktätigen den Rücktritt reaktionärer bürgerlicher Politiker fordern, die sich in staatliche Funktionen eingeschlichen haben und von dort aus gegen die Arbeiter-und-Bauern-Macht operieren.
2. Februar 1950
Der Ministerrat der DDR beschließt Maßnahmen zur systematischen Bekämpfung der Agententätigkeit und konterrevolutionärer Umtriebe. Anlaß dazu sind unter anderem großangelegte Sabotageakte in der Schwefelsäureproduktion und im VEB Lokomotivbau ‚Karl Marx' in Babelsberg, die Fälschung von Konstruktionsunterlagen für den Talsperrenbau im erzgebirgischen Cranzahl, Brandstiftungen in volkseigenen Betrieben und Neubauernhöfen, das Verschieben von Material und Geldwerten im VEB Glaswerk Dresden und in Ilsenburg an die ehemaligen Besitzer sowie das Einschmuggeln von Konzernangestellten in leitende Positionen zahlreicher Treuhänderbetriebe der DDR.“
Jedoch, man brauchte nicht nur in die Ferne schweifen. Klassenkampf dieser Art gab es auch in Prenzlau selbst.

In meinem Schreibtisch findet sich ein Brief, den ich Jahre zuvor von dem Genossen Helmut Bachmann (7301 Zschaitz, Nr. 46) erhielt. Er diente 1949/50 gleich mir in der Uckermark und hilft meinem Gedächtnis nach: „Erinnern Sie sich noch an das Großfeuer, als das Schloß des Grafen Arnim von Boitzenburg durch Sabotage in Brand geriet? In diesem Schloß war ja die ehemalige Zwickauer VP-Bereitschaft untergebracht. Und als dann alte Faschisten mit Handfeuerwaffen das Feuer auf die Posten der Offiziersschule eröffneten und wir Euch zur Hilfe eilten. Welchen Mut mußte man aufbringen, als wir am Bahndamm des ehemaligen Prenzlauer Flughafens unsere Feuertaufe erhielten. Und Sie werden es auch nicht vergessen haben, wie mancher unserer Genossen im Ausgang niedergeschlagen worden ist oder gar ein Messer in den Rücken bekam. . .“
Nein, es ist nicht vergessen. Ebensowenig wie das, was Otto Grotewohl – gemeinsam mit Wilhelm Pieck Vorsitzender des Zentralkomitees der SED und erster Ministerpräsident der DDR – auf dem III. Parteitag der SED im Juli 1950 sagte: „Die Republik ist im Kampf entstanden, sie steht heute im Kampf und wird ihr Leben im Kampf entfalten müssen.“ Um an diesem Kampf noch besser teilnehmen zu könnnen und mitzuhelfen, den Sozialismus zum Sieg zu führen, wurde ich Anfang 1950 Kandidat der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands.

Kanadische Kapriolen

Es ist noch nicht sehr lange her, da wurde die kanadische Öffentlichkeit von einer neuen Militäranweisung erheitert, wonach den Soldaten des kanadischen Berufsheeres bei Strafe verboten wird, während der Paraden in undisziplinierter Weise in Ohnmacht zu fallen. Die umständliche Instruktion forderte zunächst einmal vom Soldaten, zu frühstücken. „Falls er dennoch ohnmächtig wird, sollte ein Soldat sich unter Kontrolle haben, wenn er zu Boden geht. Zu diesem Zweck muß er seinen Körper um 45 Grad drehen, dann in Hockstellung gehen, nach links niederrollen und dabei die Kontrolle über die Waffe behalten, um ... eine Beschädigung seiner Waffe auf ein Mindestmaß einzuschränken!"
Betrachtet man die Militärpolitik Kanadas in den letzten Jahren, dann könnte man glauben, das ganze Land sollte unter eine ähnlich groteske Verordnung gestellt werden.
Die Regierung Trudeau hatte nach ihrer Wahl vor zehn Jahren im Hinblick auf die weltweite Entspannungstendenz mit schüchternen Kürzungen des Militärbudgets begonnen. Den USA und einigen westeuropäischen NATO-Partnern, darunter natürlich die BRD, waren diese kanadischen Eskapaden nicht geheuer. Und was massive Angriffe der NATO-Generalstäbler, allen voran der rüde Reden führende NATO-Generalsekretär Luns, allein nicht zuwege gebracht hätten, gelang den führenden NATO-Staaten im Verein mit den rechten Militärs Kanadas – nämlich den Kurs der Trudeau-Regierung zwar nicht um 180, aber doch wenigstens um 45 Grad herumzudrücken.
Wo immer Kanada sich in der Folgezeit bemühte, mit der EWG ins Geschäft zu kommen, um der beinahe erdrückenden wirtschaftlichen Abhängigkeit von den USA zu entfliehen, zeigten diese die kalte Schulter mit dem mehr oder weniger deutlichen Hinweis, Kanada möge erst die Erwartungen der NATO erfüllen. Die Nachbehandlung übernahm der damalige US-Verteidigungsminister Schlesinger. In der kanadischen Hauptstadt Ottawa drohte er Trudeau 1975 damit, daß das Wohl des Nordatlantikpaktes vor die Sicherheit Kanadas gestellt werde. Es nützte dem kanadischen Premier wenig, daß er das Gesicht zu wahren versuchte. Schritt für Schritt mußte sich Kanada den Erpressern dennoch beugen.
Erst waren es die 5000 Soldaten des kanadischen NATO-Kontingents in der BRD, die mit modernsten Waffen ausgerüstet wurden. Dann erhöhte man den Bestand des kanadischen Heeres von 78000 auf 83000 Mann. Schließlich folgte ein umfassendes Modernisierungsprogramm. Es betrifft alle Waffengattungen und wird bis 1981 mindestens 10 Milliarden Dollar verschlingen. Das Gerangel der internationalen Rüstungskonzerne um Aufträge oder den Verkauf von Lizenzen ist noch in vollem Gange.
Nachdem die in der BRD stationierten kanadischen Truppen zunächst probeweise mit



30 Kampfpanzern „Leopard" ausgerüstet wurden, ist nunmehr der Kauf von über 100 Panzern dieses Typs perfekt. Mit einer Schweizer Firma wurde ein Lizenzvertrag für den Bau von 350 Schützenpanzerwagen durch General Motors in Kanada ausgehandelt. Lockheed konnte 18 mit Raketen zur U-Boot-Jagd ausgerüstete Langstreckenflugzeuge „Aurora" an den Mann bringen. Um die Lieferung von 130 bis 150 Kampfflugzeugen konkurrieren die US-Firmen McDonnell-Douglas, General Dynamics, Northrop und Grumman mit der westdeutsch-britisch-italienischen Panavia-Gruppe und dem französischen Produzenten Dassault-Breguet. Wieviel Milliarden der Bau von 20 Zerstörern die kanadischen Steuerzahler bis weit in die achtziger Jahre kosten wird, ist noch gar nicht abzusehen. Allein für die Projektierungs- und Vorarbeiten, so gab der kanadische Verteidigungsminister Barney Danson kund, werden pro Kriegsschiff 63 Millionen Dollar veranschlagt.

Nicht genug mit der kapitalistischen Krise, die mit steigenden Inflationsraten und sinkendem Lebensstandard ohnehin schwer auf Kanada lastet, soll der Bevölkerung auch noch dies bisher teuerste Geschenk an die NATO abverlangt werden. Fürwahr, nach dem Konzept des militärisch-industriellen Komplexes multinationaler Konzerne soll das kanadische Volk ordentlich gerüstet zu Boden gehen.

Horst Gust







Luftkampf im »Elektron«

Oberleutnant Jürgen Rinderer, ein Jägerleitoffizier unserer Luftstreitkräfte, beherrscht sein Fach meisterlich. Was ihm wesentlich dazu verholfen hat, lernte ich vor Jahren kennen – als Zaungast im modernen sowjetischen Ausbildungs- und Trainingszentrum „Elektron".

Im Leitraum eines Gefechtsstandes. Das Diensthabende System ist alarmiert. Bevor Flugzeuge aufsteigen, wird hier unten die notwendige Vorarbeit geleistet, herrscht eine spannungsgeladene Atmosphäre. Der Jägerleitoffizier Oberleutnant Rinderer schaut konzentriert auf den Bildschirm. In diesen Augenblicken scheinen für ihn nur die Lichtpunkte zu existieren, die aufeinander zustreben. Ein von den Funktechnischen Truppen an der vordersten Grenze der Auffassungszone georteter Flugkörper hält Kurs auf die Staatsgrenze. Die Zielcharakteristik läßt auf ein modernes NATO-Kriegsflugzeug schließen. Welche Absichten hat der Gegner? Rinderer muß sie durchschauen, muß alle Möglichkeiten einkalkulieren. Und die eigenen Jäger hat er auf dem günstigsten Weg in eine vorteilhafte Position zu bringen.
Ohne den Mann am Sichtgerät wäre der Jagdflieger trotz seiner sprichwörtlich scharfen Augen „blind". Er ist auf die Navigationshilfe des Leitoffiziers angewiesen. Das menschliche Auge sieht einen Flugkörper von der Größe eines Jagdflugzeuges bei guter Sicht in einer Entfernung von 4 bis 5 Kilometern. Angenommen, beide Maschinen befänden sich mit nur 900 km/h auf Gegenkurs: Unserem Piloten blieben vom Erkennen des Zieles bis zu dessen Vorüberrauschen ganze zwei Sekunden. Die aber würden vielleicht gerade ausreichen, um den Kampfknopf der Waffenanlage zu betätigen. Bei den Geschwindigkeiten moderner Flugzeuge auf das Leiten vom Boden verzichten zu wollen, gliche dem vergeblichen Versuch, mit Papier-

kügelchen eine Schwalbe im Flug zu treffen.
Jürgen Rinderers Kommandos für Kurs, Geschwindigkeit und Höhe sind präzise. Das Jagdfliegerpaar ist rechtzeitig an der befohlenen Linie. Sieht sich der NATO-Vogel gestellt? Er kurvt ein und versucht, durch raffinierte Manöver unser Paar abzuschütteln. Vergeblich. Der Fremde dreht ab, sucht das Weite über dem offenen Meer. „Unsere Gefechtsbereitschaft kühlt solche Hitzköpfe ab", meint gelassen der dunkelblonde Leitoffizier. Er muß es wissen, denn er kann auf die stattliche Zahl von bisher über 700 geleitete Abfangen blicken. Dankbar erinnert sich Rinderer an die solide Starthilfe, die er im sowjetischen Ausbildungs- und Trainingszentrum „Elektron" erhalten hat. Damals war er noch Offiziersschüler im dritten Lehrjahr, stand kurz vor dem Abschlußexamen...
Im „Elektron" wird die herkömmliche und automatisierte Jägerleitung unter der Obhut erfahrener Offiziere der sowjetischen Luftstreitkräfte simuliert. Die Kommandos gelangen nicht über Funk Boden/Bord zu den Flugzeugführern, sondern per Draht in die Kabinen von Flugsimulatoren. Diese befinden sich „Wand an Wand" in der Gerätehalle. Das Luftziel wird also „im Saale" abgefangen. Kurs und Flugmanöver werden programmgemäß eingegeben, mit beliebigen Schwierigkeiten angereichert. Datenschreiber geben unbestechlich Auskunft über die Gefechtsarbeit des Leitoffiziers. Außerdem verfolgt der Instrukteur am Steuerpult aufmerksam den Abfangprozeß, notiert Werte und Abweichungen. Anhand einer lückenlosen Dokumentation werden die Prüfungsnoten ermittelt. Für die Offiziersschüler gehört das Training im „Elektron" zu den effektivsten Ausbildungsmethoden. Hier erhalten sie das Rüstzeug für ihren späteren Einsatz im Diensthabenden System.
Wer die Räume des Ausbildungszentrums betritt, ist beeindruckt: Die Kleidungsstücke der Soldaten an den Garderobenhaken sind wie mit dem Lineal ausgerichtet. Spiegelblank gebohnert die Fußböden. Mustergültige Ordnung überall. Erstklassig die technische Ausstattung mit elektronischen Apparaturen.
In den Geräteblöcken knackt und knistert es. In schneller Folge lösen Kommandos und Zahlenwortkolonnen in russischer Sprache einander ab. Der Instrukteur, Hauptmann Oleg Komarow, schaut Jürgen Rinderer über die Schulter. Spürt dieser den aufmerksamen Blick hinter sich? Macht er ihn unruhig oder gar unsicher? Nichts deutet darauf hin. Hauptmann Komarow vereint in sich die Eigenschaften eines erstklassigen Spezialisten, guten Methodikers und einfühlsamen Pädagogen. Der Flug beginnt. Über den Bildschirm des Sichtgerätes kreist ununterbrochen der Ablenkstrahl und bringt das Zielzeichen zum Aufleuchten. Aus nordwestlicher Richtung dringt das zu bekämpfende Ziel in die Zone der Gefechtshandlungen ein. Fast im gleichen Augenblick erscheint im Flugplatzraum das Zielzeichen des eigenen Abfängers. Ihn auf günstigem Kurs heranzuleiten, ist jetzt Sache des Leitoffiziers. Von seinen Entschlüssen und Kommandos ist die vorteilhafte Angriffsposition des Abfangjägers abhängig. Rinderer drückt die Sprechtaste, nimmt mit dem Flugzeugführer Verbindung auf. Ich muß genau hinhören, um die halblaut gesprochenen Kommandos im sprachverzerrenden Empfängerrauschen auch zu verstehen. „111! Kurs 270, Höhe 10,5!" Der Pilot quittiert das Kommando. Der Leitoffizier beobachtet, wie der Abfänger auf den vorgegebenen Kurs einkurvt. Dabei läßt er keine Sekunde den „Gegner" aus den Augen, denn jedes Kurs-, Höhen- oder Geschwindigkeitsmanöver verlangt von ihm einen schnellen Entschluß.
Er muß auf schwierigste Varianten vorbereitet sein, mögliche Finten und Raffinessen durchkreuzen können. Augenblicklich ändert das Luftziel fast unmerklich den Kurs, Millimeter auf dem Sichtgerät werden zu Dutzenden Kilometern im Luftraum. – „111! Kurs 20 Grad links!" „111! Nachbrenner einschalten, Geschwindigkeit 1,5 Mach!" Die Positionen beider Zielzeichen nähern sich, es beginnt die entscheidende Phase des Leitprozesses. Der Punkt zum Einleiten der Kampfkurve muß genau bestimmt werden: „111! Kurve nach rechts, Schräglage 45 Grad, Ausgangskurs 165, Geschwindigkeit 1,3!" Habe ich das Kommando richtig gegeben, den Punkt genau bestimmt? Der kurze, auf den Instrukteur gerichtete Blick Rinderers scheint diese Frage zu enthalten. Komarows Kopfnicken sagt soviel wie: Bisher alles in Ordnung! „111! Einschalten Visier, Ziel vorn!" Bange Sekunden vergehen bis zur Meldung des Flugzeugführers: „Ziel aufgefaßt, gestatten Angriff!" Der Pilot ist also sicher an das Ziel herangeleitet worden. Das Zusammenspiel von Leitoffizier und Flugzeugführer war reibungslos. Offiziersschüler Jürgen Rinderer hat gewachsenes taktisches und navigatorisches Können bewiesen...
„Wer das schwierige Examen im Trainings- und Ausbildungszentrum besteht, wird auch die harten Prüfungen im Gefecht meistern", prophezeite damals Hauptmann Komarow seinen Schützlingen. Er hatte recht.
Oberstleutnant Oswald Kopatz
Fotos: Autor



Foto: Manfred Uhlenhut

NATO-Rüstung bis 1993 programmiert

Eine neue Stufe haben nach Einschätzung politischer Kreise die materiellen Kriegsvorbereitungen des imperialistischen Kriegspaktes nach seinen diesjährigen Frühjahrstagungen erreicht. (Unser Foto zeigt das NATO-Hauptquartier in Brüssel.) Nachdem bereits Mitte Mai die Europagruppe, der Militärausschuß und der sogenannte Verteidigungsplanungsausschuß auf ihren Konferenzen in Brüssel die Vorbereitungen getroffen hatten, billigten die Staatsoberhäupter und Ministerpräsidenten der fünfzehn Paktstaaten – nur Frankreich war durch seinen Außenminister vertreten – auf dem Gipfeltreffen in Washington einstimmig ein 2000 Seiten umfassendes „Langzeit-Rüstungsprogramm, das 1300 rüstungspolitische Ziele bis zum Jahre 1993 enthält. Damit wurden „zum ersten Mal die Aktionsprogramme der NATO über den bisherigen Fünfjahresrahmen hinaus" koordiniert. Vor allem geht es dabei, wie BRD-Kanzler Schmidt erklärte, um eine „Stärkung der Vorneverteidigung". In sechzehn Abschnitten sind dazu kostspielige Maßnahmen festgelegt: Modernisierung der taktischen Kernwaffen, Verbesserung der Kampfbereitschaft der Truppen, Verstärkung der Marine und der Luftwaffe, Mobilisierung der Reserven, Verbesserung der Mittel für die elektronische Kriegführung sowie eine bessere und effektivere Zusammenarbeit der Paktländer bei der Rüstungsproduktion. 80 bis 100 Milliarden Dollar werden zu diesem Zweck zusätzlich bereitgestellt. Davon soll ferner die Beschaffung „neuer Waffengenerationen" finanziert werden. Wie NATO-Generalsekretär Luns bestätigte, hat auf der Tagung auch die Neutronenwaffe eine Rolle gespielt, „die immer noch lebendig" sei. Die NATO-Staaten begrüßten ausdrücklich die Absicht der USA, „schwere Ausrüstungen für drei zusätzliche amerikanische Divisionen im Zentralabschnitt des NATO-Oberkommandos Europa bis 1982 einzurichten".





In einem Satz

Näher „an ihre potentiellen Einsatzorte" will die USA-Luftwaffe Kampfflugzeuge A 10 vorverlegen, wozu die ehemalige Raketenbasis Sembach bei Kaiserslautern (BRD) zu einem „vorgeschobenen Einsatzstützpunkt" ausgebaut werden soll.

Im Altpapier wurden bei einer Gerümpelfirma in Neu-Ulm (BRD) Landkarten aus NATO-Beständen gefunden, auf denen alle Details sämtlicher militärischen und zivilen Flugplätze zwischen Frankfurt/Main und der östlichen Grenze der BRD eingezeichnet waren.

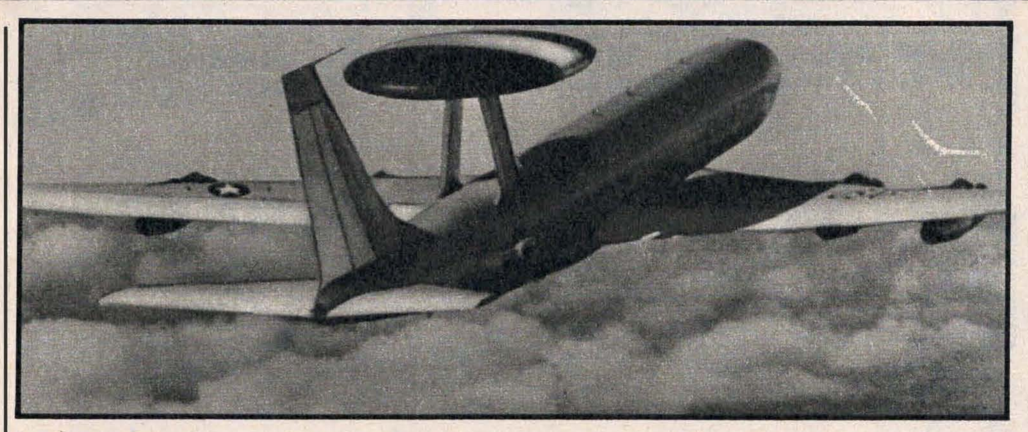
Als Panzerkommandant werden in Israel achtzehnjährige Mädchen ausgebildet.

Orla Moeller, früherer Verteidigungs- und Justizminister Dänemarks, wurde zum Direktor der Informationsabteilung der NATO berufen und löst den Norweger Claus G. Koren ab.

220 Millionen Dollar soll es kosten, die Glattrohr-Kanone des „Leopard II" an den amerikanischen Panzer XM-1 anzupassen.

Mit vier Divisionen ist das in Ulm stationierte II. Korps der stärkste Großverband der Bundeswehr. Seine Friedensstärke beläuft sich auf 80000 Mann, im Krieg sollen es 130000 Soldaten sein. Dem II. Korps sind unterstellt: die 1. Gebirgsdivision (Garmisch-Partenkirchen), die 1. Luftlandedivision (Bruchsal), die 4. Jägerdivision (Regensburg) und die 10. Panzerdivision (Sigmaringen).

Bis 1993 soll Norwegen, wie die BRD-Zeitung „Die Welt" meldete, seine Rüstungsausgaben um das Drei- bis Vierfache im Vergleich zum gegenwärtigen Etat erhöhen.



Als Hauptbasis *für das fliegende elektronische Spionage- und Führungssystem AWACS (Foto) wurde der niederrheinische Ort Geilenkirchen bestimmt. Die NATO-Kriegsminister haben sich dafür zum Abschluß ihrer diesjährigen Frühjahrstagung ausgesprochen, die 16 bis 18 AWACS-Maschinen in der BRD zu stationieren. Bundeswehrminister Apel setzte sich damit gegen die Bewerbungen der Türkei, Italiens, der Niederlande und Großbritanniens durch.*

Acht Divisionen *der Nationalgarde der USA, die gut ausgebildet und mit modernen Waffensystemen ausgerüstet sind, sollen nach kurzfristiger Mobilisierung die aktiven Verbände ergänzen. Die einzelnen Brigaden der Nationalgarde sind heute als zusätzliche Einheiten an die regulären Divisionen „angehängt". Es werden gemeinsame Manöver und andere Ausbildungsmaßnahmen durchgeführt. In der Regel ist jeder Kampfdivision ein solcher Reserveverband in Brigadegröße angegliedert.*

Die Bundeswehr *probt auf zahlreichen Übungsplätzen im Ausland „den Ernstfall (mit scharfem Schuß) und den Angriff als die beste Verteidigung", stellte die „Süddeutsche Zeitung" fest. Allein auf dem Schieß- und Übungsgelände „Camp Shilo" in Kanada verschießen bei jährlichen Unterhaltskosten von 20,5 Millionen DM 5400 Bundeswehrsoldaten mit ihren Kampf- und Schützenpanzern pro Jahr 1700 t Munition. Auch in Castlemartin (Großbritannien) rollen BRD-Panzer schießend durchs Gelände. Auf Sardinien stehen der BRD-Luftwaffe ein Flug- und ein Schießplatz zur Verfügung, wo „vielfältige Formen des fliegerischen Einsatzes bis zum simulierten Atombombenabwurf" durchgespielt werden.*

Die Kriegsmarine *der Türkei verfügt gegenwärtig über 79 schwimmende Einheiten mit einem Gesamtvolumen von 70000 ts: 14 U-Boote, 10 Zerstörer, 2 Fregatten, 5 Schnellboote mit Raketenausstattung, 13 Torpedo-Schnellboote, 6 Minenleger, 23 Minensuchboote und 6 Küstenschutzeinheiten. Dazu gehört ein Mannschaftsbestand von 36000 Mann, darunter 3000 Offiziere. Außerdem kann sich die türkische Marine auf 75000 Reservisten stützen. In nächster Zeit soll die Kriegsmarine der Türkei um weitere drei Raketen-Schnellboote, vier U-Boote, drei Zerstörer und ein Versorgungsschiff verstärkt werden.*

In zehn Tagen *können, wie die „Süddeutsche Zeitung" meldete, die USA „ihre fünf Zwei-Drittel-Divisionen und ihre 78 taktischen Luftstaffeln in Europa durch eine Bodendivision und 40 taktische Luftstaffeln verstärken". Es sei geplant, bis 1983 im selben Zeitraum eine Verstärkung von fünf Heeresdivisionen und 60 taktischen Luftstaffeln vornehmen zu können.*

Im Rahmen *des sogenannten Aggressor-Ausbildungsprogramms hat, wie die „Internationale Wehrrevue" meldete, die US-Army „nun zwei mit sowjetischen Schützenpanzern BMP und Kampfpanzern T-62 ausgerüstete Panzergrenadierkompanien aufgestellt". Ihre Angehörigen seien vollständig „wie die Russen bekleidet und ausgerüstet". Beide Einheiten sind in den USA stationiert. Es werde jedoch, schrieb die Zeitschrift, „erwartet, daß in Europa eine ähnliche Kompanie aufgestellt wird, um die 7. USA-Armee und andere NATO-Verbände in der Bundesrepublik Deutschland auszubilden". In dem Zusammenhang wurde darauf hingewiesen: „Im Krieg könnten weitere solcher Einheiten eine Reihe interessanter operativer Möglichkeiten bieten."*

In Peking *waren in jüngster Zeit zu militärpolitischen Gesprächen acht Bundeswehrgenerale a. D. und der Vorsitzende des sogenannten Verteidigungsausschusses des BRD-Bundestages, Dr. Manfred Wörner (CDU). „Von besonderem Interesse war für die deutschen Militärs die Frage, welche Bedeutung die sowjetisch-chinesische Konfrontation für die europäische Sicherheit hat", hieß es im „Tagesspiegel". China wolle seinerseits „enge militärische Beziehungen" zur BRD unterhalten, „zumal diese Beziehungen Tradition haben: Deutsche Offiziere haben die Armee Tschiang Kai-scheks zwischen den beiden Weltkriegen ausgebildet". Und: „Peking will eine Einheitsfront gegen Moskau".*

Zum Kernwaffeneinsatz *werden „Lance"-Raketen des niederländischen Heeres vorbereitet. „Für den Atom-Einsatz im Bereich der holländischen Streitkräfte sind", wie „Die Welt" berichtete, „daneben noch die Starfighter-Geschwader, die Neptun-Patrouillen-Flugzeuge, eine Artillerie-Formation und die in der Bundesrepublik stationierte mit Nike-Batterien ausgerüstete Einheit der holländischen Luftwaffe geeignet."*

KSH

interessant vielseitig lohnenswert

Für die Erfüllung der volkswirtschaftlichen Aufgaben benötigt der Seehafen Rostock laufend männliche und weibliche Mitarbeiter über 18 Jahre.

Für den see- und landseitigen Umschlag

Hafenumschlagarbeiter

(nur männliche Bewerber)

Ladungskontrolleure für Zählarbeiten

(weibliche und männliche Bewerber)

Schlosser, Elektriker und Instandhaltungsmechaniker

(für Reparaturarbeiten)

Wir bieten:

- leistungsabhängige Entlohnung
- Schichtprämie
- Jahresend- und Treueprämie
- für Ledige Unterbringung in modernen Wohnheimen
- Unterstützung bei der Bereitstellung von Wohnraum in angemessener Frist für Familien

Bewerbungen mit ausführlichem Lebenslauf richten Sie bitte an unsere Außenstellen

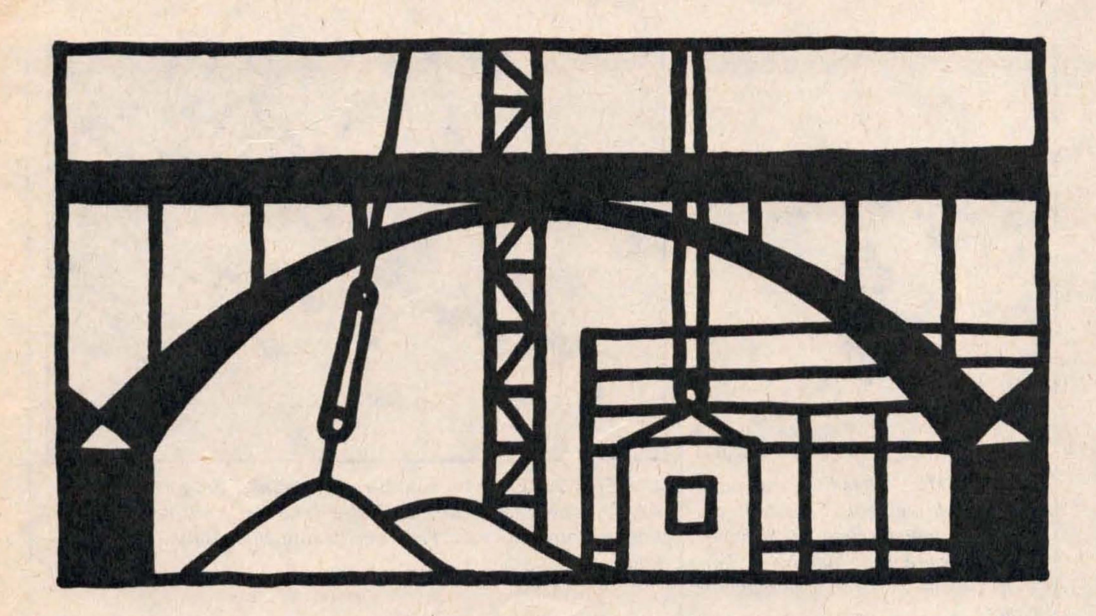
25 Rostock, Haus der Gewerkschaften,
Hermann-Duncker-Platz 1, Zimmer 103, Tel.: 383580
Postanschrift: 25 Rostock 1, PSF 142 oder 188
1071 Berlin, Wichertstr. 47, Tel.: 4497889
701 Leipzig, Postfach 950, Tel.: 200502
501 Erfurt, Kettenstr. 8, Tel.: 29293
8023 Dresden, Rehefelder Str. 5, Tel.: 577176

VEB Kombinat Seeverkehr und Hafenwirtschaft
Deutfracht / Seereederei

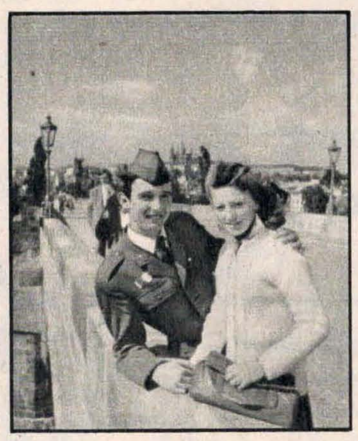
Zentrales Werbebüro der Handelsflotte und der Seehäfen

Reg.-Nr. 1/46/77-32

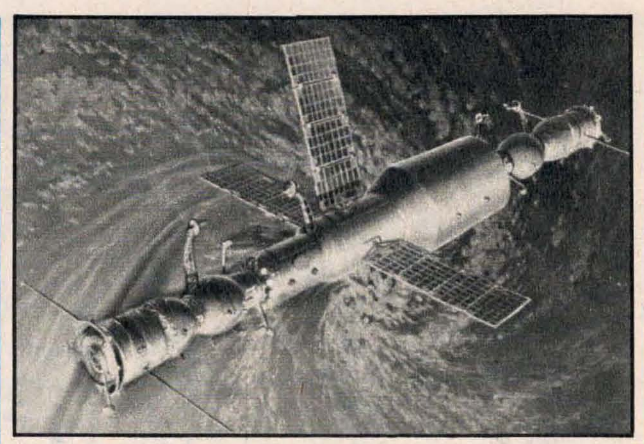
DEWAG ROSTOCK




BMK
OST



UNSER TITEL: Altes Prag und junge Liebe. Mit einem Soldaten der tschechoslowakischen Volksarmee und seiner Freundin bummelte Manfred Uhlenhut durch die Goldene Stadt.



UNSER POSTER: Raumkomplex Sojus-Salut-Progress im All. Der sowjetische Kosmosmaler Sokolow schuf dieses interessante Bild vom Flug der gekoppelten Raumflugkörper.



Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin.
Redaktion „Armee-Rundschau".
Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag.
Anschrift: 1055 Berlin, Storkower Straße 158.
Postfach 46130, Telefon 4300618.
Lizenz-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR.
Auslandskorrespondenten:
Oberst W. G. Radtschenko und
Oberst E. A. Udowitschenko – Moskau;
Major Tadeusz Oziemkowski – Warschau;
Oberst J. Schaulow – Sofia;
Oberstleutnant J. Červeny – Prag;
Major G. Udovecz – Budapest;
Oberst I. Capet – Bukarest.
Preis je Heft sowie Abonnementpreis: 1,– Mark, Erscheinungsweise und Inkassozeitraum: monatlich. Artikel-Nr. (EDV): 52315.
Auslandspreise sind den Zeitschriftenkatalogen des Außenhandelsbetriebes BUCHEXPORT zu entnehmen.
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion.
Bezugsmöglichkeiten in der DDR über die Deutsche Post und den NVA-Buch- und Zeitschriftenvertrieb (VEB) – Berlin, 104 Berlin, Linienstraße 139/140, in den sozialistischen Ländern über die Postzeitungsvertriebs-Ämter und in allen übrigen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel. Bei Bezugsschwierigkeiten im nichtsozialistischen Ausland wenden sich Interessenten bitte an die Firma BUCHEXPORT, Volkseigener Außenhandelsbetrieb, DDR-701 Leipzig, Leninstraße 16, Postfach 160.
Alleinige Anzeigenannahme DEWAG-WERBUNG Berlin, 1054 Berlin, Wilhelm-Pieck-Straße 49, Fernruf 2262715 und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen der Bezirke der DDR.
Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 6.
Gesamtherstellung: INTERDRUCK, Graphischer Großbetrieb Leipzig – III/18/97.
Gestaltung: Horst Scheffler/Joachim Hermann.
Printed in GDR.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 31.5.1978

INHALT


A
?
Ko(s)misches
von Achim Purwin
..drei...
..zwei...
..eins..
...START!



Barbara Liebig

Foto: H. P. Gaul